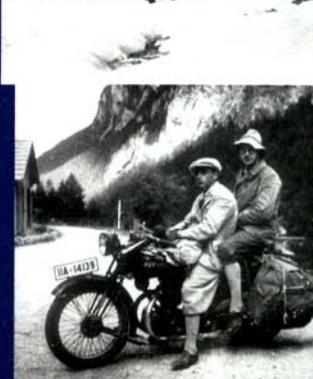
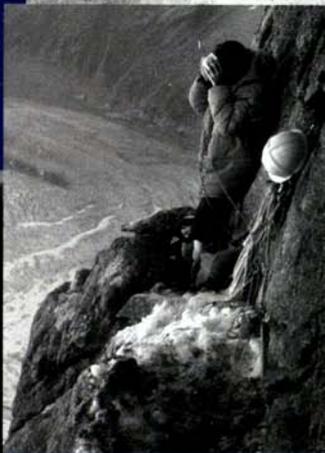


100 Jahre ASM



1910

2010



8 S 30
FS
(2010)

Archivexemplar
nicht ausleihbar

inchen des DAV

Festschrift

100 Jahre
Akademische Sektion München
des Deutschen Alpenvereins e.V.



Impressum:

Herausgeber dieser Festschrift:
Akademische Sektion München des Deutschen Alpenvereins e.V.

Layout: Rainer Köfferlein, München

Druck: Vida Obsteter, SOL-Druck GmbH, Schrobenhausen

Auflage: 400

München im Juni 2010

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Zum Geleit	5
Grußwort des Oberbürgermeisters der Landeshauptstadt München	6
Grußwort des Präsidenten des DAV	8
Grußwort des 1. Vorsitzenden der Sektion	10
Die Chronik der ASM	12
Die Otto-Leixl-Hütte	30
Ein Streifzug durch die Evolution des Bergsteigens	47
Klettern gestern und heute	54
ASMler unterwegs in der Welt	59
Kundfahrten und Expeditionen der ASM	64
Korsika-Kundfahrt 1954	64
Hindukusch-Kundfahrt 1963	66
Anden-Kundfahrt 1967	69
Kun-Expedition 1977	72
Mount Ghent-Expedition 1980	74
Kanguru-Expedition 1983	81
Pamir-Expedition 1985	86
Broad-Peak-Expedition 1986	93
Erfolge, Misserfolge und Erfahrungen an drei Achttausendern	101
Medizin an hohen Bergen	108
Geologische Forschungen auf Auslandsbergfahrten der ASM	115
Klettern und Naturschutz	130
Barfuß über die Alpen	135
Bildnachweis / Autoren	141

Zum Geleit

100 Jahre Akademische Sektion München – ein besonderer Anlass, der die Herausgabe einer Festschrift nicht vermeiden lässt. „Nicht vermeiden“ deshalb, weil die Sektion die früher gepflegte Tradition alljährlicher Jahresberichte im Jahr 1970 mit der Veröffentlichung des letzten, der Einfachheit halber gleich fünf Jahre zusammenfassenden Berichtes sang- und klanglos beendete. Seither hält die Sektion zu ihren Mitgliedern über die zweimal jährlich erscheinenden „ASM-Mitteilungen“ Kontakt. In Form und Inhalt sind sie allerdings keine Alternative zu Jahresberichten und schon gar nicht zu einer Jubiläumsschrift wie der vorliegenden. Sie soll den Charakter der Sektion widerspiegeln.

Mit derzeit gut 300 Mitgliedern, Kinder und Greise mitgerechnet, gehört die ASM zu den kleinen Alpenvereinssektionen und sie verstand sich wegen des hohen Anteils aktiver, leistungsbetonter Bergsteiger stets – ob zu Recht oder Unrecht mögen Außenstehende beurteilen – als etwas Besonderes und darüber hinaus als Freundeskreis. Daran orientieren sich Auflagenhöhe und Themenwahl dieser Jubiläumsschrift. Ihre Beiträge sind konsequenterweise auf die ASMIer und ihnen Nahestehende zugeschnitten. Darüber hinaus kann sie für all jene von Interesse sein, die sich mit der Geschichte von Alpenverein und Bergsteigen (einschließlich von Randerscheinungen wie dem Barfußlaufen) oder Themen aus Naturschutz, Bergmedizin und Geologie befassen.

Auf allzu viele Namensnennungen wird in den Beiträgen, vor allem in der Chronik verzichtet. Man könnte einwenden, den einen oder anderen Namen, z.B. von Vorsitzenden, Ehrenmitgliedern oder gar Ehrenvorsitzenden, hätte man ruhig bringen können. Unbestreitbar haben diese ASMIer beachtliche Verdienste erworben, doch wenn schon Namen, dann mit ganz wenigen Ausnahmen vor allem wegen der alpinistischen Leistungen ihrer Träger.

Einer muss allerdings im Zusammenhang mit der Gestaltung dieser Schrift genannt werden: Rainer Köfferlein. Sonst wüssten vielleicht nur Eingeweihte, wem diese Jubiläumsschrift den Großteil ihrer Cartoons, zahlreiche Bilder und das Layout verdankt. Sie und der Rest der Illustrationen machen unsere Jubiläumsschrift besser verdaubar. Viel Vergnügen beim Durchblättern

Ekke Rübel

Grußwort des Oberbürgermeisters der Landeshauptstadt München



1910 wurde in der Universitäts- und Bergsteigerstadt München die „Akademische Section München des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“ gegründet. Seither hat die Sektion viel zur Erschließung und Erhaltung der Alpen als Kultur- und Naturerbe beigetragen sowie zahlreiche bergsteigerische Erfolge erzielt. Zu ihrer Geschichte gehört aber auch die frühe deutsch-nationale Prägung und die antijüdische Ausrichtung. Im Deutschen und Österreichischen Alpenverein erfasste die antisemitische Strömung jener Zeit immer mehr Sektionen und führte 1924 auf der Hauptversammlung in München zum Ausschluss der jüdischen Sektion „Donauland“.

Inzwischen hat der Deutsche Alpenverein – wie schon die Proklamation „Gegen Hass und Gewalt“ und die Enthüllung des Gedenksteins am Alpinen Museum Ende 2001 überzeugend gezeigt hat – längst aus seiner Geschichte gelernt. Und inzwischen hat sich insbesondere auch die Akademische Sektion München längst zu einem Botschafter und Aushängeschild Münchens als weltoffener Stadt des Alpinismus gewandelt – erinnert sei hier nur an zwei der herausragendsten bergsteigerisch-wissenschaftlichen Expeditionen der ASM, die Münchner Hindukusch-Kundfahrt 1963 und die Münchner Anden-Kundfahrt 1967 unter der Schirmherrschaft des damaligen Münchner Oberbürgermeisters Dr. Hans-Jochen Vogel.

Aber auch in München gibt es inzwischen viele Möglichkeiten zum Klettern: So besitzen und betreiben die 25 Münchner Alpenvereinssektionen seit mehr als zehn Jahren gemeinsam das DAV-Kletterzentrum München-Thalkirchen, dessen Bau von der Stadt in erheblichem Maße gefördert wurde, und das derzeit mit ebenso großer Unterstützung der Stadt um eine zweite Kletterhalle erweitert wird. Mit dem Kletterzentrum, das zum Vorbild

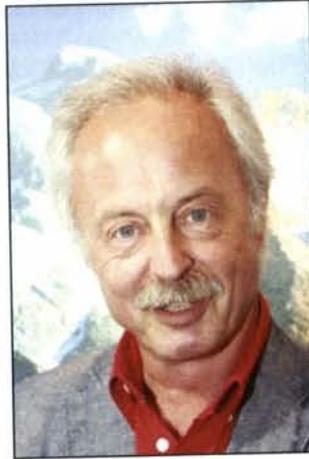
für andere DAV-Kletteranlagen wurde, ist eine großartige Investition in die bergsportliche Zukunft der Münchner Alpenvereinssektionen und der Bergsteigerstadt München gelungen.

Sehr gerne gratuliere ich der Akademischen Sektion München des Deutschen Alpenvereins daher zu ihrem 100-jährigen Jubiläum und wünsche ihr, dass sie auch in Zukunft an ihre bergsteigerischen Blütezeiten anknüpfen kann.

A handwritten signature in black ink, which appears to read 'C. Ude'.

Christian Ude

Grußwort des Präsidenten des Deutschen Alpenvereins



Zu ihrem 100-jährigen Bestehen darf ich der Akademischen Sektion München im Namen des Hauptvereins recht herzlich gratulieren!

Mit etwa 330 Mitgliedern ist die Akademische Sektion München die kleinste unter den sieben Sektionen des Deutschen Alpenvereins, die im Jahre 2010 einhundert Jahre alt werden. Sie hat in ihrer bewegten Geschichte bergsteigerische Höhen und politische Tiefen erlebt, sie hat sich mehrmals gewandelt und ist doch im Kern immer eines geblieben: eine starke Gemeinschaft, ja vielmehr ein Freundeskreis.

Die Akademische Sektion München ist in vielerlei Hinsicht eine ganz besondere. Seit jeher gilt bei ihr der Grundsatz „Klasse statt Masse“ – sei es bei den Aufnahmekriterien für potenzielle Mitglieder, ihrem Leitgedanken oder selbstverständlich auch den Leistungen ihrer Mitglieder. So stehen in der Chronik der „ASM“ unter anderem die selbst organisierten Expeditionen namens „Münchner-Hindukusch-Kundfahrt“ und „Münchner Anden-Kundfahrt“, die Teilnahme Alfred Drexels an der Deutschen Himalaja-Expedition 1934, aber auch anspruchsvolle Fels- und Eistouren in den Ost- und Westalpen, beispielsweise die Durchsteigung der Nordwand an der Großen Zinne.

Ihrem Grundsatz, ihre Mitglieder an selbständiges, eigenverantwortliches Bergsteigen heranzuführen und ihnen zugleich einen verantwortungsvollen Umgang mit der Natur zu vermitteln, ist die Akademische Sektion München bis heute treu geblieben. Darüber freue ich mich als Präsident des weltgrößten Bergsportverbandes und eines der größten anerkannten Naturschutzverbände Deutschlands ganz besonders.

Die Akademische Sektion München sorgt sich aber nicht nur um ihre Mitglieder, sondern leistet auch einen wichtigen Beitrag für all jene, die in den Bergen unterwegs sind. Schließlich ist sie eine von 353 DAV-Sektionen in ganz Deutschland, die mit ihren rund 330 Hütten und ihrem Wegenetz von etwa 30.000 Kilometern Länge die Infrastruktur für Bergwanderer und Bergsteiger instandhalten.

Für Ihr gesamtes Jubiläumswunsch wünsche ich Ihnen alles Gute und Unfall freie Berg-Tage!

A handwritten signature in black ink, which appears to read 'H. Röhle'. The signature is fluid and cursive.

Prof. Dr. Heinz Röhle

Grußwort des 1. Vorsitzenden der Sektion



Die Akademische Sektion München des Deutschen Alpenvereins e. V. begeht im Juli 2010 den 100. Jahrestag ihrer Gründung. In akademischer Tradition feiert sie diesen Tag mit dem 100. Stiftungsfest. Das Jubiläum ist nicht nur ein vorhersehbarer Anlass für eine Rückschau und für eine Festschrift, sondern ist auch eine willkommene Gelegenheit, allen zu danken, die in 100 Jahren Vereinsgeschichte am Gedeihen der Sektion mitgewirkt haben.

Bergbegeisterte junge Akademiker und Studenten gründeten 1910 mit der ASM die zehnte Sektion des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in München. Die Sektion war von Anbeginn ein berg- und skiaktiver Freundeskreis, dem bis heute viele gute Bergsteiger angehört haben und angehören. Ihnen gelangen Erstbegehungen, sie machten höchst anspruchsvolle Touren in Fels und Eis, sie unternahmten Kundfahrten und Expeditionen und bestiegen schwierige, hohe und höchste Gipfel in den Alpen und in den Bergen der Welt. Auf diese bergsteigerische Erfolgsgeschichte kann die ASM stolz sein.

Elf Jahre nach Gründung der Sektion – und nur drei Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges – schafften es die jungen ASMIer, die Leixlhütte zu bauen, die seitdem ein geschätzter Stützpunkt und die vielgeliebte Heimstatt der Sektion im Gebirge ist. Heute denken wir in Dankbarkeit an die damals jungen Altvorderen, die uns das Erbe überlassen haben. Daneben sollte die Bernadeinhütte nicht vergessen werden, welche bereits 1920 von den jungen ASMIern gepachtet wurde und seit dieser Zeit eine ASM-Hütte ist.

Zum 100. Vereinsjubiläum darf die Aufnahme von Frauen in die Sektion nicht unerwähnt bleiben. 1956, als Ehefrauen erstmals als rechtlose Sekti-

onsmitglieder zugelassen wurden, begann ein 14 Jahre dauernder Probeauf, bis die ASM-Männerriege 1970 die Aufnahme von Frauen als Vollmitglieder beschloss. Das ist der Sektion gut bekommen: Sie ist vielseitiger, hübscher und familienfreundlicher geworden. Den 1970er ASM-Männern sei es gedankt.

100 Jahre ASM sind auch ein Anlass, nach vorne zu schauen. Die Sektion wird sich den bergsteigerischen, ökologischen und gesellschaftlichen Entwicklungen stellen, wird sich Neuerungen nicht verschließen und wird die zukünftigen Herausforderungen annehmen. Eine große Aufgabe wird für die ASM sein, im Kreis der Münchner Sektionen neben den beiden Großsektionen München und Oberland und den derzeit 22 kleinen Sektionen wie bisher zu bestehen.

Um die Zukunft zu meistern, kann die ASM auf ihre alten Tugenden setzen. Möge sie deshalb ihre Tradition als verhältnismäßig kleiner, ehrenamtlich geführter, akademisch geprägter, aktiver Bergsteigerverein und Freundeskreis weiterführen, möge sie dazu für den Schutz der Bergwelt, der Natur und der Umwelt eintreten und möge sie auch in den nächsten 100 Jahren wachsen, blühen und gedeihen.

A handwritten signature in black ink that reads "Peter Brill". The script is cursive and elegant.

Dr. Peter Brill

Die Chronik der ASM

von Ekke Rübel

1. Geburt im Maleratelier, die Zeit von 1910 bis 1918

Wir schreiben das Jahr 1910. Akademische Sektionen des „Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“ gibt es bereits in den alpennahen Universitätsstädten Wien, Graz und Innsbruck. Nur in der zweitgrößten reichsdeutschen Universitätsstadt München gibt es so etwas noch nicht. Das ist verwunderlich, schauen doch zumindest bei Föhn die Alpen in die Straßen der Stadt, gibt es an Universität und Technischer Hochschule eine große Zahl von bergbegeisterten Studenten und hat der Alpinismus nicht zuletzt in den in der Stadt schon zahlreich etablierten Alpenvereinssektionen und im AAVM bereits Tradition.



*Dr. Dr. Helmut Zoepffel,
der Initiator der ASM*

Doch irgendwann musste es passieren. Schon geraume Zeit trafen sich allabendlich bergbegeisterte Studenten in einem Maleratelier in der Gabelsbergerstraße, das dem Medizinstudenten mit künstlerischen Ambitionen cand. med. Helmut Zoepffel zugleich als Studentenbude diente. Hier und auf Bergfahrten wurde im kleinsten Kreis die Lieblingsidee Zoepffels, die Gründung einer akademischen Alpenvereinssektion in München geboren. Mitinitiatoren waren cand. ing. Walter Schäfer und Dr. ing. Max Freitag. Nach Beratungen über Mittel und Wege einer Sektionsgründung veranlassten diese drei Herren in den Münchner Neuesten Nachrichten einen Aufruf, in dem die Studierenden der Universität und der Technischen Hochschule am 20. Juni 1910 zu einer öffentlichen Aussprache mit dem Ziel der Gründung

einer „Akademischen Sektion München des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“ eingeladen wurden. Auf dieser gut besuchten Versammlung gab es einigen Widerstand gegen die Sektionsgründung. Insbesondere hielten die Gegner eine solche für überflüssig, da es einerseits in der Münchner Stadt bereits eine große Zahl an Alpenvereinssektionen gebe, die mit ihren Jugendgruppen die Studenten ansprächen, und andererseits habe man mit dem Akademischen Alpenverein München (AAVM) schon eine Institution, die den Belangen gerade der akademischen Jugend Rechnung trage und daher eine Akademische Sektion überflüssig mache. Die Verfechter einer Sektionsgründung konterten, dass der AAVM nicht

dem Alpenverein angehöre, somit die akademische Jugend Münchens nicht selbständig im Alpenverein vertreten sei. Am Schluss der Versammlung wurde von zehn Anwesenden die Sektionsgründung gutgeheißen.

Schon zwei Wochen später, am 4. Juli 1910, wurden im Hotel Union in der Barerstraße in einer Versammlung unter Vorsitz von Dr. Max Freitag die Satzung festgelegt, Vorstandswahlen vorgenommen und die Gründung der Sektion beschlossen. Der zum 1. Vorsitzenden gewählte Dr. Max Freitag erklärte die „Akademische Section München des D. und Ö.A.V.“ für gegründet, vorbehaltlich der Genehmigung durch den Hauptausschuss und die schon bald, nämlich vom 18. bis 20. Juli 1910 in Lindau tagende Generalversammlung des Alpenvereins. In dieser erreichte Kurt Springorum als Vertreter der Sektion, tatkräftig unterstützt vom damals hochgeschätzten Bergsteiger und Buchautor Dr. Karl Blodig die Aufnahme der Sektion in den Gesamtverein.

Am 21. Juli 1910 wurde die Sektion für gegründet erklärt und am 23. Juli 1910 in das Vereinsregister eingetragen. Sie zählte bei der Gründung 61 Mitglieder.

Eine nähere Betrachtung verdient die Zusammensetzung der Mitglieder. Da fanden sich bergbegeisterte Studenten zusammen und gründeten eine Alpenvereinssektion, in die nach §3 Abs 1 der ersten Satzung nur akademisch gebildete Herren aufgenommen werden. In diesem kurzen Satz wurden gleich zwei Hürden aufgebaut. Abs 2 erläutert die erste Hürde: Als Akademiker im Sinne der Satzung sind solche Herren anzusehen, „welche eine deutschsprachliche Hochschule besuchen oder besucht haben“.

Das war keine Diskriminierung von Nichtakademikern. Wie z.B. studentische Verbindungen, Akademische Orchester- oder Gesangsvereine, um nur Beispiele zu nennen, wollten Akademische Sektionen auch der studierenden Jugend mit bergsteigerischen Ambitionen eine Heimat unter Gleichgesinnten geben. Das war weniger eine bewusste Abgrenzung, wie von Anfang an und in späterer Zeit „gemischte“ Seilschaften beweisen, sondern eher eine Interessengemeinschaft. Junge Menschen, die studieren, gab es damals schließlich wesentlich weniger als heute; ein bisschen elitäres Bewusstsein war sicher auch dabei.

Aus heutiger Sicht sticht gleich ins Auge, dass in die Sektion nur „akademisch gebildete Herren“ aufgenommen wurden. Heute liest man diesen Satz mit Betonung auf „Herren“. 1910 stand vermutlich das „akademisch gebildet“ im Vordergrund; denn Damen, um in der Satzungsterminologie zu sprechen, waren zu dieser Zeit eine höchst seltene Spezies von Akademikern. Studentinnen waren damals vor dem 1. Weltkrieg noch etwas Rares. Wenn zum Studium ausnahmsweise zugelassen, dann allenfalls nur in wenigen Studienfächern oder als Gasthörer. Schließlich erhielten Frauen das Wahlrecht erst nach dem 1. Weltkrieg und nahmen Frauen erst 1928

erstmals an Olympischen Spielen teil. In diesem Zusammenhang sei erinnert, dass die zweitälteste Münchner Sektion, nämlich Bayerland, überhaupt erst 1923 bemerkte, daß sie keine Frauen aufnahm, und dies schleunigst in ihrer Satzung verankerte. Darüber hinaus fühlten sich alle Akademischen Alpenvereinssektionen irgendwie wesensverwandt mit studentischen Verbindungen, in denen zumeist bis heute Frauen keine aktive Rolle spielen. Gnädigerweise nahm die Akademische Sektion München ab 1950 Ehefrauen und Kinder auf, die auf Hütten verbilligte Gebühren zahlen, aber nicht Mitglied sind und auch keinerlei Versicherungsschutz genießen. Ausdrücklich erwähnt wird, dass 1953 erstmals eine Dame einen Vortrag in der ASM halten durfte, das Thema ist nicht überliefert. Seit 1956 konnten Ehefrauen B-Mitglieder werden. Diese Ehefrauen werden aber nicht in der Mitgliederliste geführt und sie hatten weder das aktive noch das passive Stimmrecht. 1970 wurden Frauen als Vollmitglieder aufgenommen. Nach diesem Vorgriff in die Zukunft wieder zurück in die Gründungsjahre.

Aus heutiger Sicht beschämend und überraschend wegen des frühen Zeitpunkts war die Ausgrenzung vor allem der Juden bereits im Verlauf der Sektionsgründung 1910. Wie damals protokolliert, wurde beschlossen, bei der Aufnahme von Mitgliedern streng darauf zu sehen, dass der deutsche Charakter der Sektion gewahrt bleibe. Man wollte sich „frei von stammesfremden Elementen“ halten. In die erste Satzung durfte ein entsprechender Passus auf Intervention des Hauptausschusses des Alpenvereins allerdings nicht aufgenommen werden. Ein vom Alpenverein hingegen geduldeter Geschäftsordnungsbeschluss wurde jedoch streng beachtet: „Als Mitglieder werden nur akademisch gebildete Herren germanischer Abstammung aufgenommen“. 1933, wie konnte es anders sein, rühmte man sich dieser „Tat“. Unsere Sektion war wenigstens nicht Protagonist, sie bewegte sich aber in einem unglückseligen Trend, der für die folgenden Jahrzehnte den Boden aufs Schrecklichste aufbereitete. Denn in der Sektion Wien des D.u.Ö.A.V. wurde bereits 1905 in einem Statut festgehalten, dass nur Deutsche arischer Abstammung Mitglieder werden konnten, und die Akademische Sektion Wien versagte schon drei Jahre vor Gründung unserer Sektion Juden die Mitgliedschaft.

Der Leitgedanke, unter welchem unsere Sektion gegründet wurde, „die Liebe zu den Bergen“, erwies sich schon sehr bald für den Großteil der nach alpinen Taten und Leistungen strebenden Studenten als zu flau, zu weich und unbefriedigend, um einer aus vorwiegend jungen, zumindest angehenden Akademikern bestehenden Bergsteigervereinigung neben den schon bestehenden Münchner Sektionen ihre Daseinsberechtigung zu geben. Es gab ein unüberhörbares Rumoren, das eineinhalb Jahre nach der Gründung im in der Hauptversammlung Ende 1911 offen ausgetragenen Richtungsstreit gipfelte: Es standen sich gegenüber die Vertreter der Gründersatzung, in deren Vorstellung die Sektion nichts weiter als eine Vereinigung von Bergfreunden sein und bleiben sollte, und den Aufbegehrenden,

wonach die Sektion als ihr vornehmstes Ziel ansehen müsse, die hochtouristische Betätigung ihrer Mitglieder zu fördern und allen Nachdruck auf deren Ausbildung zu tüchtigen und leistungsfähigen Bergsteigern zu legen. Schließlich konnte sich diese anspruchsvollere Richtung durchsetzen und in der neuen Satzung vom 10. Januar 1912 wurde verankert, dass die Sektion in erster Linie hochtouristische Ziele verfolge. Diese Verschärfung der Satzung, die bis in die 1980er Jahre den Sektionscharakter prägen sollte, hatte durch ständige unerfreuliche Streitereien während des nachfolgenden Jahres einen – glücklicherweise nur kurzfristigen – Aderlass zur Folge, der gut zwei Jahre nach ihrer Gründung beinahe schon wieder das „Aus“ der Sektion bedeutete. Nur noch ein kleines Häuflein Entschlossener, das sich an den Fingern abzählen ließ und zu denen Leute wie Hermann Hofmann, Hans Dülfer, Hermann Jäger, Hermann Bußjäger und Erwin Hoferer gehörten, retteten die Sektion – bisweilen nicht ohne Galgenhumor – ins nächste Jahr und damit in die Zukunft. Nach ihrer Läuterung regenerierte sich die Sektion überraschend schnell. Ihre Mitglieder wuchsen rasch zu einem Freundeskreis zusammen. Der Leistungsgedanke brachte in der Folge alpinistisch gesehen eine erste Blütezeit. Sommers wie winters wurden die Touren mit den wachsenden Fähigkeiten nicht nur weniger Protagonisten immer anspruchsvoller. Besondere Aufmerksamkeit gilt hier Hans Dülfer. Er gehörte der Sektion als 2. Vorstand und Fahrtenwart zwar keine 2 Jahre an; Einfluss, Vorbild und Können dieses aus der Entwicklung des Alpinismus nicht wegzudenkenden Genies auf die jungen Kletterer der Sektion waren jedoch prägend.

Zahllose Erstbegehungen vor allem im Fels von so erfolgreichen Bergsteigern wie Hans Dülfer, Heinrich Kreitz, Hermann Jäger, die Brüder Karl und Otto Leixl, Erwin Hoferer und rund einem Dutzend Weiterer bezeugen dies eindrucksvoll. Darüber hinaus begründete die Sektion schon im Gründungsjahr mit ihrem ersten Skikurs auf dem Sudelfeld eine Tradition, die erst 1933 durch ein beschämendes Verhalten der einheimischen Oberammergauer Skilehrerschaft und der Kurverwaltung ihr plötzliches Ende finden sollte. 1911 nahmen am Skikurs unter Leitung von Erwin Hoferer 9 Mitglieder und ein Gast teil. 1912 sah die Kaindlhütte 37 Teilnehmer (davon 6 Mitglieder) und eine Dame (!); der Ertrag erlaubte der Sektion die Anschaffung eines Projektionsapparats. Der vor dem 1. Weltkrieg letzte Skikurs 1913 zählte immerhin schon 75 Teilnehmer; zum Vergleich, die Sektion hatte gerade einmal 121 Mitglieder.

Das war nur ein Teilbereich der Sektionsaktivitäten. Der Elan beim gemeinsamen Tun Gleichgesinnter zeigt sich in der Vielzahl an Gemeinschaftsveranstaltungen in diesen frühen Jahren. Schon im ersten Jahr nach der Gründung sind 32 Sektionstouren dokumentiert, um die 20 kamen, immer anspruchsvoller werdend, in der Folgezeit jährlich hinzu. Ein aus heutiger Sicht überaus reges Vereinsleben in München bereitete die Aktivitäten in den Bergen vor oder verarbeitete sie. Im Schnitt fanden 10 Vorträge pro

Winterhalbjahr – in den Sommermonaten gab es keine – aus den Bereichen Bergsteigen, Skitouren, Bergmedizin, Ausrüstung, Klettertechnik und Bildender Kunst ihr Publikum. Unabhängig davon war der einmal pro Woche stattfindende Sektionsabend in heute zumeist nicht mehr existierenden Gaststätten, z.B. dem Glaspalast ein Muss. Darüber hinaus wurde 1913 ein Stammtisch im Cafe Odeon ins Leben gerufen, an dem sich, man glaubt es kaum, täglich Mitglieder zum Gedankenaustausch zusammenfanden. Ihm sollte in der Folgezeit noch eine besondere Bedeutung zukommen.

Am 1. August 1914 wurde Deutschlands Jugend „zur Verteidigung des Vaterlandes“ zu den Waffen gerufen. Die Begeisterung im ganzen Land teilend folgte der Großteil der Sektionsmitglieder, darunter die gesamte Vorstandschaft, diesem Ruf. Der 1. Weltkrieg hatte begonnen.

Während des Krieges war an ein geordnetes Vereinsleben kaum mehr zu denken. Es gab keine geregelte Geschäftsführung mehr. Kassengeschäfte waren unmöglich geworden. Um diesem Zustand ein Ende zu bereiten, wurde von den wenigen noch in der Heimat verbliebenen Münchnern und einigen gerade auf Fronturlaub in der Stadt weilenden Mitgliedern 1916 ein Notvorstand gewählt, der aber bereits kurz danach wieder auseinanderfiel. Auf den Schultern des 3. Vorsitzenden und Kassenswarts, dem Kunstmaler und Diplomingenieur Rudolf Hoferer ruhte ab da die alleinige Verantwortung bis Kriegsende. Ein Rest von echtem Sektionsleben fand woanders statt: Es war der schon oben erwähnte Stammtisch im Cafe Odeon. Fronturlauber und Mitglieder, die gerade ihren Dienst in München taten, trafen sich hier, wann es immer ging. Er war Kommunikationsbörse. Man traf nach oft langer Trennung alte Freunde und Bekannte, man erfuhr, an welcher Front gerade der eine oder andere kämpfte, erhielt aber auch immer häufiger Trauerbotschaften gefallener Bergfreunde. Fast ein Viertel ihrer Mitglieder verlor die junge Sektion auf den Schlachtfeldern. Je länger der Krieg dauerte umso unerträglicher wurden die Verhältnisse und umso mehr litt der Zusammenhalt am Stammtisch im Cafe Odeon, bis der Kontakt unter den Mitgliedern ganz abbrach und an eine Geschäftsführung nicht mehr zu denken war. „Die Sektion lebte nur mehr in der Erinnerung und dem Sehnen des Einzelnen fort“ war das Fazit des Gründungsmitglieds und späteren Ehrenvorsitzenden Dr. Erwin Hoferer in seinem Vorwort zum 10. Jahresbericht 1920.

2. Extrembergsteiger, Skilehrer und Hüttenwanzen, die Zeit von 1919 bis 1945

Bei der traurigen Heimkehr der geschlagenen Heere hatte sich die Sektion so gut wie aufgelöst. Und doch gelang es einem kleinen Häuflein Entschlossener das Ruder herumzureißen. Am 20. Januar 1919 fanden sich

gerade einmal zehn Mitglieder zu einer ordentlichen Hauptversammlung zusammen. Otto Leixl wurde einstimmig zum 1. Vorsitzenden gewählt. Vor allem sein Einsatz, seine Persönlichkeit und seine Vorbildfunktion ließen die Sektion schneller als man erwarten konnte wieder erblühen. Otto Leixl gelang es mit den meisten noch lebenden Mitgliedern Verbindung aufzunehmen und sie wieder in die Sektion zu integrieren. Seinem Wirken ist ein sofortiger unerwarteter bergsteigerischer Aufschwung der Sektion zuzuschreiben, vor allem auch deshalb, weil er gleich neue leistungsfähige Mitglieder, u.a. Gretschmann, von Schwerin, Kadner, Eichhorn, Forst und die beiden Brüder Hoferer um sich scharen konnte. Ihnen sind zahlreiche Erstbegehungen vor allem in den Nördlichen Kalkalpen gelungen. Aber auch im Österreichischen Teil der Zentralalpen wurden mit der allmählichen Lockerung der Grenzvorschriften schon bald immer mehr und, gemäß den Satzungszielen, auch immer anspruchsvollere Touren durchgeführt. Die Zahl der Mitglieder verdoppelte sich trotz zurückhaltender Handhabung des Aufnahmeverfahrens von 52 bei Kriegsende auf 117 Ende 1920. In diesem Jahr wurde auch ganz offiziell die heute noch verwendete abgekürzte Sektionsbezeichnung ASM kreiert.

Das Jahr 1929 bescherte der Sektion ihre erste Hütte, die Bernadein. Durch die Revolution änderte sich die Beziehung zwischen Jagd und Bergsteigern.



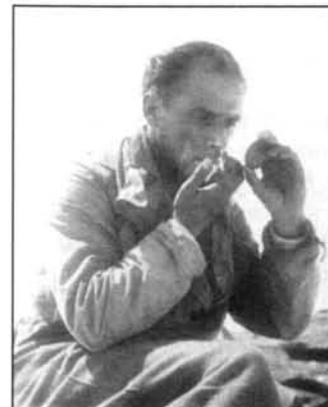
Zeichnung von R. Hoferer: Bernadeinhütte gegen Karwendel

Die bayerischen Behörden sahen sich gezwungen, staatliche Jagdhütten an alpine Vereinigungen zur Ausübung des Wintersports zu verpachten. Nach längeren Verhandlungen – es gab noch andere Bewerber – entschied die Regierung schließlich, dass unserer Sektion nur gemeinsam mit dem „Alpinen Club Hoch-Empor“ die Hütte überlassen werde. Nach Ablauf des ersten Sechsjahresvertrags Ende 1926 – die Hütte befand sich mittlerweile wegen der doppelten Zuständigkeiten in einem maroden Zustand – wurde die Bernadein zur Alleinbenutzung an unsere Sektion verpachtet. Von der Sektion sofort notdürftig in Schuss gebracht, änderte der Forst den Pachtvertrag: Die Hütte durfte nur mehr auf Widerruf benutzt werden. Diese Unsicherheit hatte zur Folge, dass die Sektion erneut und für sehr lange Zeit an der Hütte keinerlei Verbesserungen mehr vornahm. Nach der neuerlichen Grenzsperrung 1933 erlebten die deutschen Berge einen Ansturm sondergleichen. Die sektionseigene Bernadein wurde deshalb für manchen Studenten mit ewig knappem Geldbeutel an allen Feiertagen und manchmal auch darüber hinaus zum „festen Wohnsitz“.

Schon ein Jahr nach der Teilpacht der Bernadeinhütte ging die Sektion an den Bau einer eigenen Hütte heran. Der Gedanke an eine Hütte auf dem Steinbergjoch im hintersten Alpbachtal wurde schon in den ersten Jahren des Bestehens der Sektion geboren. Nach heftigen und vor keinem Mittel zurückschreckenden Angriffen einer dem inneren Sektionsleben fern stehenden Gruppe, die fast zu ihrer Spaltung geführt hätten, wurde die Sonnenjochhütte nach taktischer Gründung eines eigenen Hüttenbauvereins unter hohen finanziellen Opfern mit großer Begeisterung und heute kaum noch vorstellbarem, viel Zeit und Kraft beanspruchenden Arbeitseinsatz gebaut. Im Frühjahr 1921 erst begonnen konnte die Hütte nach 350 Mann-tag am 27. November 1921 feierlich eingeweiht werden, als der Winter schon seinen Einzug gehalten hatte. Nur ein Jahr später wurde sie in Otto-Leixl-Hütte umbenannt. So gedachte die Sektion ihres infolge eines Wettersturzes nach Durchsteigung der Watzmann Ostwand im Schneesturm zusammen mit den Sektionsmitgliedern Karl Ehrensberger und August Kaußler tragisch ums Leben gekommenen ehemaligen Vorsitzenden, ersten Ehrenmitglieds und exzellenten Bergsteigers für sein großes Engagement für den Bau der Hütte. Wie es anfing und weiterging mit unserer heute fast neunzigjährigen Leixlhütte droben auf dem Steinbergjoch und was sie uns bedeutet ist in einem gesonderten Beitrag in dieser Festschrift nachzulesen.

Das Unglück am 18. Juni 1922 auf dem Watzmann beendete nicht nur eine bemerkenswerte Bergsteigerlaufbahn abrupt, sondern bedrückte die ganze, immer noch junge Sektion schwer. Hinzu kam die Inflation, die das bergsteigerische Leben bis ins Jahr 1924 hinein aus wirtschaftlichen Gründen nahezu lahm legte. Über diese harten Zeiten rettete sich die Sektion vielleicht gerade durch das Wirken Otto Leixls hinweg. Er legte den Grundstein für die kommende goldene Epoche der Sektion, die bis in die

Dreißigerjahre hineinreichte. Leistungsfähige, technisch ausgezeichnete und begeisterte Bergsteiger prägten weiterhin mit neu Hinzugekommenen die Sektion. Außer den schon weiter oben genannten Kämpen kamen noch Alfred Drexel, Hans Dülfer, Walter Hannemann, Heinrich Kreitz, Toni Leiß, Karl Leixl, Willi Wolf und viele andere hinzu, denen eine Unzahl von Erstbegehungen und bemerkenswerten Fels- und Eistouren bis in die zu ihrer Zeit höchsten Schwierigkeitsgrade glückte. Seit 1919 gaben die damaligen Meister ihres Fachs ihr Wissen in jährlich durchgeführten Kletterkursen an die neu in die Sektion eingetretenen jungen Mitglieder gerne weiter. Nicht Wenige schrieben durch ihre Erfolge am Berg alpine Geschichte. Manche ließen dabei ihr Leben, so auch Alfred Drexel, seit 1925 engagiertes Mitglied der Sektion, 1930 und 1931 ihr 1. Vorsitzender, zu Hause in den Eiswänden der Ost- und Westalpen, der, zur Sturmmannschaft der Deutschen Himalaja-Expedition 1934 gehörend, am Nanga Parbat an einem Lungenödem starb.



Alfred Drexel



*Alfred Drexel und
Eberhard Liebau 1930*

Mit der immer besser werdenden Ausrüstung, Technik und Leistungsfähigkeit gewann die Skitourentätigkeit quantitativ und qualitativ immer mehr an Bedeutung, von manchen allerdings als Verweichlichung der Sektion angesehen. Echte Könnern gab es in unserer Sektion und sie hielten sich für so kompetent, dass sie sich von Anbeginn der Sektion an nicht scheuten, andere von ihrem Können profitieren zu lassen. So kam es zur ruhmreichen Ära der ASM-Skikurse.

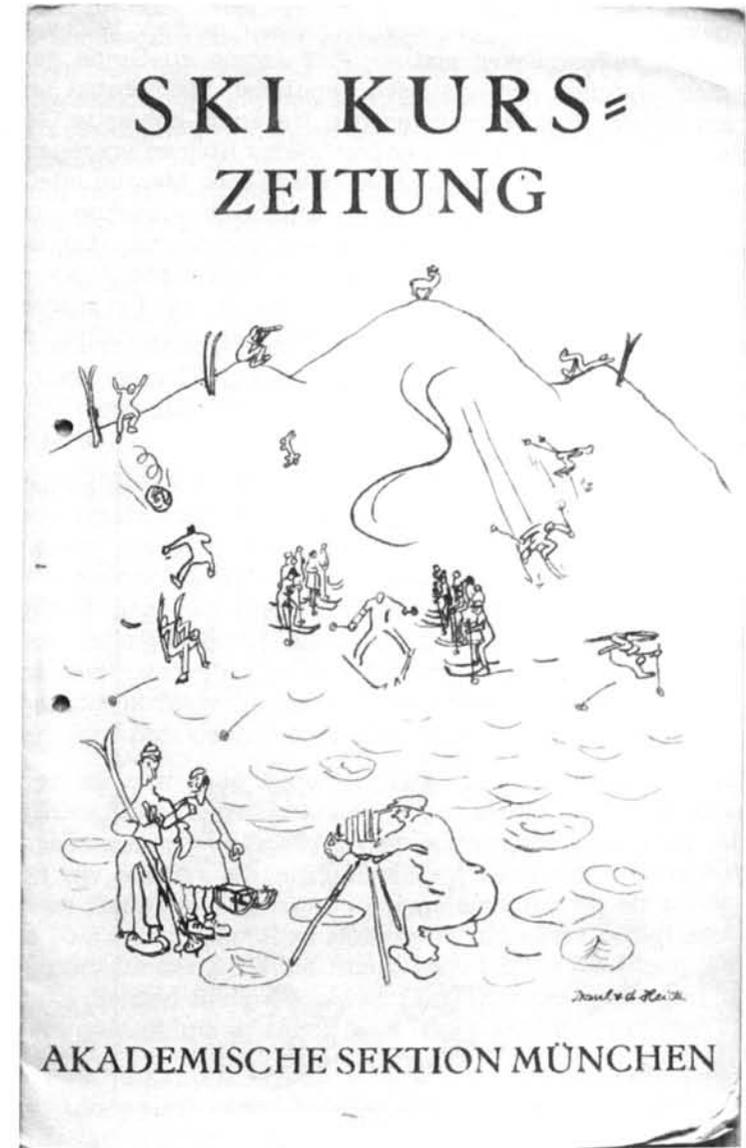
Der 1. Skikurs fand schon im Jahr der Gründung statt. 30 Teilnehmer übten fleißig eine Woche lang auf dem Sudelfeld. Wie viele davon Skilehrer waren und wie viele Gäste, ist nicht überliefert. 1912 an der Kaindlhütte nahmen schon 37 Herren, davon sechs selbsternannte Skilehrer und – man höre und staune, weil eigens erwähnt – eine Dame teil. 1913 kam man schon auf erstaunliche 75 Teilnehmer. Dann verursachte der 1. Weltkrieg eine längere Pause. Nach einem improvisierten Vorläufer 1920 in Frasdorf und Reit im Winkel gab es im Januar 1921 einen dreitägigen Skikurs, und zwar in Benediktbeuern und auf der Tutzingener Hütte mit immerhin 60 teilnehmenden Damen und Herren.



Schon ab dem nächsten Jahr, 1922, wurde richtig professionell vorgegangen. Kursort war Oberammergau mit seinen zahlreichen Beherbergungsbetrieben, seinem für Skikurse günstigen Gelände und seiner guten Erreichbarkeit mit der Bahn. Waren es 1922 „nur“ 150 Teilnehmer, so kam man in den Folgejahren auf bis zu 280 Teilnehmer. Die ASM hatte

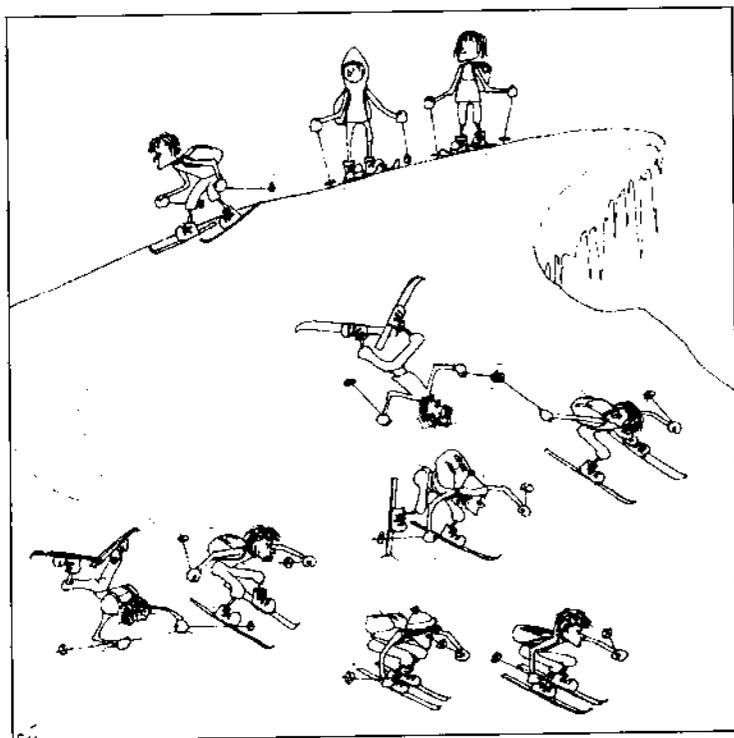
Jahr für Jahr Anfang Januar eine Woche lang Oberammergau fest im Griff. Die ASM-Skikurse waren „auf die Weiterbildung tüchtiger Geländeläufer“ zugeschnitten. Die Übungshänge mussten – bei starken Neuschneefällen mehrmals – eingetreten werden. Wie wohl nicht anders zu machen, gab es ein festes Skikursprogramm in zwei Leistungsklassen, ein Skikursbüro, Quartiervermittlung, Abschlussrennen, verschärft auch für die etwa 15 Skilehrer, abendliche Vorträge oder Skifilme, Tanz, Fotowettbewerb und eine eigene Skikurszeitung mit Teilnehmerliste und mehr oder weniger wohlgemeinten Ratschlägen für die angehenden Skikanonen. Münchner und Oberammergauer Geschäftsleute stifteten großzügig Preise für Skirennen und Fotowettbewerb.

1929 legten sieben ASMLer die Skilehrerprüfung des Deutschen Skiverbands ab und „hoben“, wie man damals stolz verkündete, „damit ihre bisher dilettantisch geübte Lehrtätigkeit in Oberammergau zur geläuterten Höhe eines behördlich approbierten Unterrichts hinauf“. Trotz häufigen Schneemangels und Regenwetters florierte die Kurstätigkeit, bis sie 1933 ein unerwartetes abruptes Ende fand. Eine gesetzliche Regelung berechtigte die Berufsskilehrer Oberammergaus den Sektionsskilehrern bei ihrer Ankunft in Oberammergau zu eröffnen, die ASM dürfe keine Skikurse mehr abhalten, listigerweise erst nachdem Skilehrer und Teilnehmer ihre Quartiere bezogen hatten. Nach langen unerfreulichen Verhandlungen durfte die ASM den hiermit letzten Skikurs noch abhalten; allerdings musste die gesamte finanzielle Ausbeute den Oberammergauer Skilehrern ausgehändigt werden. Die



Kurdirektion, die bei den Verhandlungen vertreten war, stand der Sektion nicht bei, obwohl Gemeinde, Hotellerie und Geschäftswelt Oberammergaus 15 Jahre lang durch unsere Kurse profitierten. Schade um die ausgebremsste Begeisterung und das abgewürgte Engagement so vieler ASMLer; schade aber auch um die jährlichen 1000 Mark, die der Kassenwart stolz als Gewinn verbuchen durfte.

Bei so vielen brillanten Skifahrern, über die die Sektion verfügte, verwundert es nicht, dass sie sich auch untereinander messen wollten. 1923 wurde die eigentlich ohne Notwendigkeit erst vor fünf Jahren zu Grabe getragene Tradition des jährlichen Abfahrtslaufes begründet. Massenstart und Tief-schnee, am liebsten Bruchharsch, an den Reserven zehrende Gegenanstiege, die Ideallinie wurde durch das persönliche Können vorgegeben, die meisten überschätzten sich. Ein weniger chaotisches Messen erlaubte die Teilnahme der Sektion am ab 1924 ebenfalls jährlich ausgetragenen „Akademikerlauf“, ein Vorläufer der Hochschulmeisterschaften, bei dem die Mannschaft der Sektion auf Anhieb hinter dem siegreichen Akademischen Skiklub München den 2. Platz belegte, den sie in den Folgejahren trotz Riskierens von Kopf und Kragen allerdings nicht mehr ganz halten konnte.



Abfahrtslauf
mit Massen-
start

Dieses ungezwungene Treiben sommers wie winters ging mit der Machtergreifung Hitlers in immer schnelleren Schritten zu Ende. Die weiter oben schon erwähnte Grenzsperrung nach Österreich 1933 bis 1936 schränkte die bergsteigerischen Aktivitäten ebenso ein wie die Devisenknappheit. Die jungen Leute mussten zunehmend ihren Dienstverpflichtungen nachkommen. Alle wurden durch den Nationalsozialismus immer mehr politisch gegängelt. Die jungen Menschen wurden systematisch in die „Bergsteiger-

stürme“ der SA oder andere politische Organisationen der Nazis gedrängt. So blieb der Nachwuchs trotz erheblicher Anstrengungen des Vorstands immer mehr aus. Befohlene Satzungsänderungen und Umorganisation der Alpenvereinssektionen und ihre Eingliederung in den Deutschen Reichsbund für Leibesübungen standen einer freien eigenständigen Entwicklung des Vereinslebens im Wege. Das mag der Grund dafür sein, dass ab 1937 so gut wie nichts mehr über die ASM außer regelmäßigen Zusammenkünften bei Vorträgen überliefert ist, obwohl der die Jahre 1935/36 erfassende letzte Vorkriegsjahresbericht seltsamerweise erst 1939 veröffentlicht wurde. In dieses von 1937 bis 1949 währende, die Kriegsjahre einschließende Dunkel unbekannter ASM-Geschichte leuchtet gleich einem Spotlight eine unerwartete Begebenheit im Jahr 2006, über die der Verfasser dieser Chronik unter dem Titel „Ein Stück unbekannte ASM-Geschichte“ in den ASM-Mitteilungen 2/2006 berichtete und die im folgenden ungekürzt wiedergegeben wird:

Keiner hat es gewusst. Niemand der Zeitzeugen, wovon sogar noch einer lebt, nicht einmal unser verstorbener Profi-Chronist Hans Koehler hat jemals darüber etwas verlauten lassen: In den Kriegsjahren 1942 und 1943 gab es in Berlin regelmäßige ASM-Zusammenkünfte mit maximal 16 Mitgliedern; auch offiziell angekündigte Lichtbildervorträge wurden gehalten. 1944 mussten die regelmäßigen Treffen kriegsbedingt eingestellt werden mit dem innigen Wunsch, dass „bald wieder Zeit und Möglichkeit kommen möge, die Abende wieder aufleben zu lassen“. Ins Leben gerufen und gepflegt hatte sie Hans Griem, Diplomingenieur und damals Ministerialrat in Berlin.

Wie haben wir jetzt nach über 60 Jahren von der Berliner ASM-Historie erfahren? Der Sohn von Hans Griem hat, so wörtlich, „die spärlichen Dokumente seines Vaters“, wozu ein Rundschreiben vom 16.4.1944, Anwesenheitslisten der Treffen, Themen der Lichtbildervorträge, entschuldigende Absagen an Treffen teilzunehmen (u.a. auf einer Ansichtskarte nach einem Gemälde vom Kunstmaler Rudi Hoferer der Otto-Leixl-Hütte) und ein Mitgliederverzeichnis der ASM mit Stand vom 1.3.1943 gehören, im August 2006 an die Sektion Berlin geschickt. Diese hat die Unterlagen „an diejenigen weitergeleitet, die in erster Linie davon profitieren können“, nämlich an uns.

Profitieren können wir in der Tat. Sind diese Unterlagen doch das einzige Zeugnis, das wir besitzen, wie sich die ASM in einem Zeitfenster dunkelster deutscher Geschichte einrichtete und trotz widriger Umstände versuchte, die kleine Gemeinschaft zu sammeln und am Leben zu erhalten. Berührend ist, wenn ein Mitglied schriftlich um Nachsicht bittet, dass er am nächsten Berliner ASM-Abend nicht erscheinen wolle, weil sein Sohn gerade an der Ostfront gefallen ist, oder die Frau eines anderen unter Angabe der Feldpostnummer schreibt, dass ihr Mann gerade als Flottenarzt nach Griechenland abkommandiert wurde. Ein anderer konnte nicht kommen, weil er

„Luftschutz hat“, andere waren gerade im Sudetenland, in Lothringen oder Athen.

Ein ASM-Mitgliederverzeichnis von 1943 zeigt, dass bei ca. 150 Mitgliedern (weniger als heute) sich etwa jeder zweite ASMLer „im Wehrdienst“ befand. Im Rundschreiben vom 16.4.1944 entschuldigte sich der Vorstand, dass die Jahresmarke 1944/45 erst jetzt verschickt werden könne, obwohl sie bereits seit dem 1.4.1944 gültig sei. (Wer benötigte damals noch eine Jahresmarke!?) In diesem Zusammenhang wurde von der günstigen Finanzlage der Sektion berichtet, weil es einfach keine Möglichkeit zum Geldausgeben gab; man hoffte aber „die angesammelten Gelder möglichst bald für einen Nachkriegshüttenbau verwenden zu können“ (welch ein Trugschluss). Berichtet wurde auch, dass im Gegensatz zu den Berliner Mitgliedern die Münchner ASMLer noch von schweren Bombenschäden verschont wurden. Die Aufforderung, geänderte Feldpostnummern zu melden, wirft ebenso ein Licht auf das Zusammengehörigkeitsgefühl der damaligen ASM wie die Bitte, Beförderungen, Heiraten, Auszeichnungen, freudige oder traurige Ereignisse mitzuteilen. Nach einer langen Namensliste mit solchen bekannt gewordenen Ereignissen folgt die erschütternde Aufzählung bisher gefallener Kameraden.

3. Neuanfang, starke Jungmannschaft, Gleichberechtigung und Überalterung, die Zeit von 1945 bis 2010

1945 lag Europa in Trümmern. Die dem Tod entgangenen Menschen kämpften um ihre Existenz. Von alpiner Betätigung konnten die meisten nur träumen. Vereine und Versammlungen waren verboten. Die ASM gab es nicht mehr, den Alpenverein auch nicht.

Sieht man ab von den in den Herzen des einen oder anderen ASMLers sicher noch vorhandenen Erinnerung an die Zeiten von vor dem Krieg, so blieb äußerlich allenfalls ein winziger Funke der Hoffnung übrig. Trotz allgemeinem Chaos fand sich seit 1945 ein kleines Häuflein von ASMLern jeden Donnerstag im Goldenen Stern in der Herzog-Spital-Straße zu einem Glas Molke zusammen. Hier wurde der Funke allmählich zum Flämmlein. Immer und immer wieder wurde die Zukunft der Sektion diskutiert; mit einem Aufgebot von Fragebögen, Unterschriften, Bürgen und Eingaben arbeitete man beharrlich auf die Zulassung hin, bis 21 ASMLer am 2. Dezember 1948 die Sektion zumindest inoffiziell wieder aus der Taufe hoben. Am 7. Juli 1949 fanden sich zur ersten Ordentlichen Hauptversammlung immerhin schon 28 Mitglieder zusammen. Eine neue Satzung wurde beschlossen, deren bedeutendster Punkt, die Aufnahme bergsteigerisch tätiger Männer *vornehmlich* aus dem Kreis der akademischen Jugend war. In dieser Hinsicht eine Abkehr von der Gründungssatzung.

Das Pflänzchen ASM – mittlerweile wieder unter dem Dach des am 22. Oktober 1950 wiedererstandenen Deutschen Alpenvereins – war noch verwundbar. Die Wiedergründer, meist noch zur Gründungszeit oder in den Zwanzigerjahren eingetreten, mussten einsehen, dass ohne jungen Nachwuchs die Sektion auf die Dauer nicht lebensfähig ist. 1950 wurde sogar der Antrag gestellt, die Sektion aufzulösen; er wurde abgelehnt. Das jüngste Mitglied war 35 Jahre alt. Zu den Studierenden der Münchner Hochschulen konnte kaum Kontakt hergestellt werden. Für die jungen Leute waren damals Bergfahrten und die dazugehörige Ausrüstung ein unerschwinglicher Luxus. Die Sektion hatte keine Mittel, um hier helfend unter die Arme zu greifen. Das 40. Stiftungsfest muss ein Trauerspiel gewesen sein. Die „alten Säcke“, wie sie sich selbst bezeichneten, boten alles an Engagement und, soweit möglich, finanziellen Mitteln auf, um die Sektion für die Jugend attraktiv zu machen. Es erschien ihnen wie ein Wunder, als zu Weihnachten 1950 die ersten fünf jungen Mitglieder nach dem Krieg in die ASM aufgenommen werden konnten. Euphorisch darüber dachte man gleich an die Gründung einer Jungmannschaft.



1951: 1. Kletterkurs nach dem Krieg

Sie ließ auch nicht lange auf sich warten. Mit 10 hoffnungsvollen jungen Bergsteigern wurde am 21. Juni 1951 die Jungmannschaft der ASM ins Leben gerufen. Sie sollte die Crème de la Crème und die künftige Avantgarde der Sektion bilden. Sie hat im nächsten viertel Jahrhundert diesen Anspruch auch voll und ganz erfüllt. Trotz der hohen Anforderungen bestand sie keine zwei Jahre nach ihrer Gründung schon aus 15 Mitgliedern

und sieben Anwärtern. Durch den unermüdlichen Einsatz und das integrierende Wirken des 1. Vorsitzenden Hans Koehler (1951 bis 1961) und getragen von der Begeisterung, dem Leistungswillen und dem Zusammenhalt der Jungmannschaft erlebte die ASM eine neue Blütezeit, die würdig an die Goldenen Zwanzigerjahre der Sektion anknüpfte. Erschreckend oft zurückgeworfen durch Bergtod dieser jungen Leute kam es zu in ihrer Zeit alpinistischen Spitzenleistungen, wie die Durchsteigung von Schlüsselkarspitze dir. S-Wand, Predigtstuhl Direttissima, dir. Mühlsturzkante, Gr. Zinne N-Wand, Civetta NW-Wand, Ortler N-Wand, Badile NO-Wand oder Walkerpfeiler.

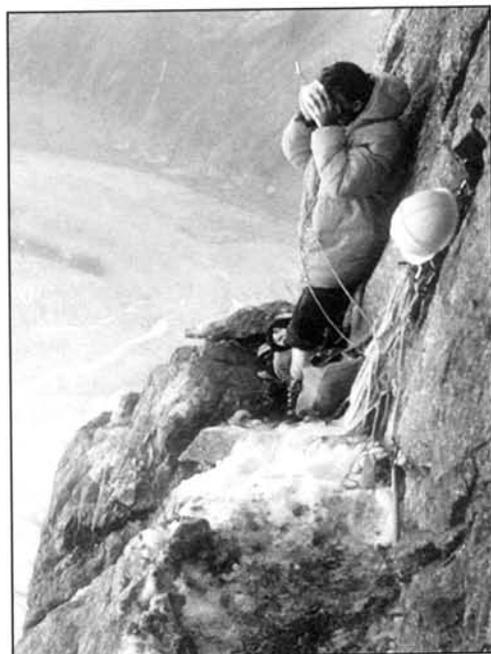


Hans Koehler



Große Zinne Nordwand

Biwakplatz am Walkerpfeiler



Erstbesteigung der "Münchner Spitze" im Hindukusch

Die bergsteigerische Elite der ASM zog es aber auch bald hinaus in die Berge der Welt. Ausschließlich von unserer Sektion organisiert waren die meisten Unternehmungen, unserem Selbstverständnis entsprechend, bergsteigerisch-wissenschaftlich kombiniert. Die „Welt“ war zwar in den Fünfzigerjahren naturgemäß noch klein; 1954 wurde eine Korsikafahrt organisiert und 1958 eine nicht unbescheiden „Pyrenäen-Expedition“ genannte Unternehmung. Dann folgte die viermonatige „Münchner Hindukusch-Kundfahrt 1963“, die wie die ebenfalls an die vier Monate dauernde „Münchner Anden-Kundfahrt 1967“ unter der Schirmherrschaft des Münchner Oberbürgermeisters stand. 1977 war der Kun im Himalaja ein leider vergeblich beranntes Ziel. Erfolgreich verlief hingegen die „Deutsche Karakorum Expedition zum Mount Ghent 1980“, während die „Münchner Himalaja Expedition zum Kanguru 1983“ letztlich am zu harten Eis scheiterte. Erfolg hatten wiederum die Pamir-Expedition zum Pik Kommunismus 1985 und die Karakorum-Expedition zum Broad Peak 1986.

Nicht vergessen sollen die Fußmärsche mehr oder weniger in der Horizontalen sein: Die verschiedenen Jakobswege oder die genau 2500 km von München nach Palermo in 116 Tagesetappen, die mit immerhin 50.000 Höhenmetern auch etwas mit Bergsteigen zu tun haben. Hat man keine Schuhe, muss man barfuß laufen, ausschließlich! Von München nach

Verona über die Alpen, 500 km weit, 30.000 Höhenmeter über Stock und Stein, 32 Tage lang. Auch das ist geschehen. Wer es nachahmen will, lese weiter hinten in dieser Festschrift nach.

Über die reinen ASM-Unternehmungen hinaus, auf die in dieser Festschrift eingehender in einem gesonderten Beitrag eingegangen wird, konnten ASMLer als Teilnehmer größerer und kleinerer Expeditionen in allen Erdteilen Erfolge bis hinauf auf 8000er verbuchen; selbst der Gipfel des Mount Everest wäre beinahe bezwungen worden. Auch hierzu und zu weiteren hier nicht eigens aufgeführten bedeutenden Aktivitäten von ASMLern wird auf die Zusammenstellung in dieser Jubiläumsschrift verwiesen.

Diese die letzten 60 Jahre umfassende alpinistische Erfolgsgeschichte der ASM lenkt von einem schon früher immer wieder beklagten Problem ab: Es fehlt zunehmend der Zugang qualifizierter junger Leute. Diese Entwicklung setzte bereits Ende der Sechzigerjahre ein und wurde erkannt und bedauert. Man sann nach Abhilfe, fand aber kein Patentrezept. Auch die – nach einem ersten, aber von der Mehrheit erfolgreich abgeschmetterten Antrag der Jungmannschaft von 1956 auf Aufnahme von Studentinnen – 1970 nicht kampflos durchgesetzte Aufnahme von Frauen in die ASM konnte den Trend nicht wirklich aufhalten, auch wenn – nicht ganz ernst gemeint – böse Zungen behaupteten, dem Nachwuchsmangel ließe sich so auf biologischem Weg entgegensteuern. Das Problem Nachwuchsmangel verschärfte sich, als sich die Sektion Universitäts-Sportclub München etablierte. Sie gründete sich aus den Teilnehmern am organisierten Universitätssport und sie bietet viele Vorteile, z.B. die Nutzung von Übungsstätten des Hochschulsports. Für die kleine ASM blieb da nicht mehr viel übrig. Bald starb die Jungmannschaft, nur das Amt des Jungmannschaftsleiters gab es – die Hoffnung stirbt zuletzt – bis zum Jahr 2000.

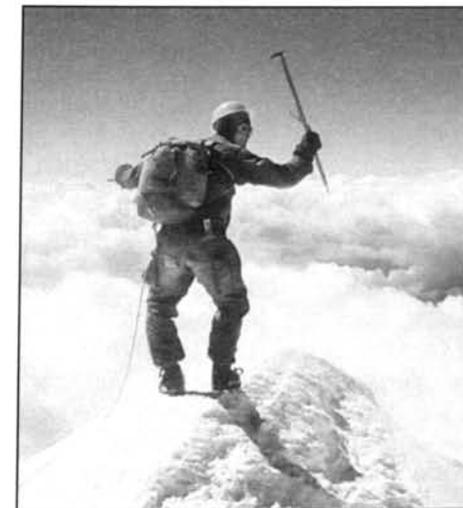
Nolens volens hat die ASM den ihr eigenen Charakter preisgegeben. Die in den Fünfziger-, Sechziger- und Siebzigerjahren vor Tatendrang sprühenden Leute sind in die Jahre gekommen. Sie können die wenigen jungen Neuzugänge wegen des immer größer werdenden Altersunterschieds trotz immer noch respektabler alpinistischer Leistungen nicht mehr mitreißen, schon allein deshalb, weil der Kontakt abgebrochen ist. Konkret zeigt sich das im allmählichen Verschwinden der meisten seit den Anfängen der Sektion bewährten und lieb gewonnenen Einrichtungen: Es gibt keine regelmäßigen Sektionsabende mehr; der Guglhupf am Freitagmittag ist schon wegen des Zeitpunkts kein wirklicher Ersatz. Der immer noch in der Satzung verankerten Erwartung, einen Tourenbericht abzugeben, kommt nur noch eine Minderheit von Opas aus purer Gewohnheit nach. Der Abfahrtslauf, früher ein Höhepunkt im Jahresablauf der Sektion, fiel Haftungsängsten zum Opfer. Die meist viertägigen Kletterkurse und die Eiskurse sind so gut wie eingeschlafen. Das Stiftungsfest ist zum Biergartenbesuch einiger Traditionalisten verkommen; die früher meist recht lustigen Nachfeiern finden allen-

falls noch als Familienausflug statt. Was bleibt noch übrig vom Sektionsleben? Die Jahreshauptversammlung hat immer noch Unterhaltungswert, und die Weihnachtsfeier vereint – dem Nikolaus sei Dank – wenigstens einmal im Jahr erstaunlich zahlreich zwar mehr Alte als Junge, aber immerhin in festlicher Stimmung. Nur attraktiv ist das alles kaum, um Nachwuchs an die ASM zu binden.

Verwunderlich ist, dass die ASM trotzdem noch nie so viele Mitglieder hatte wie heute, sie wächst. Richtig glücklich kann sie darüber eigentlich nicht sein. Der erbitterte Richtungsstreit, der schon ein Jahr nach ihrer Gründung die Sektion zu zerreißen drohte und bei dem die Verfechter anspruchsvoller Sektionsziele die Oberhand gewannen, würden sich im Grab umdrehen. Ein Jahrhundert später könnten die damals zu Recht unterlegenen Verfechter eines Salonalpinismus einen späten Triumph feiern. Heute kommen neue Mitglieder wegen der Otto-Leixl-Hütte, weil ihre Kinder dort ein paar schöne Ferientage in „gesunder Luft“ erleben dürfen, oder wegen des verbilligten Eintritts in die Kletteranlage Thalkirchen, den die Mitgliedschaft in der ASM gewährt.

Die ASM darf zu Recht stolz sein auf ihre hundertjährige Vergangenheit. Bis auf den heutigen Tag hat sie Leistungsträger, allerdings prozentual immer weniger und älter werden sie auch. Die im Gange befindliche noch zaghafte Verjüngung der Vereinsverwaltung könnte jedoch ein erster Hoffnungsschimmer auf Rückkehr zu früherer Dynamik, Leistungsfähigkeit und Attraktivität sein. Alle ASMLer, in erster Linie aber die wenigen jungen Leute sind aufgerufen, sich für dieses Ziel mit all ihren Kräften einzusetzen. Wie früher soll man hinter seinen Gipfelbucheintrag stolz die drei Buchstaben setzen:

ASM



*Der Autor
auf dem
Gipfel des
Mont Blanc*

Die Otto-Leixl-Hütte

von Thomas Schwarz

Die Leixl-Hütte wurde 1921 eingeweiht und hat damit fast ein so stattliches Alter wie die ASM erreicht. Fast 90 Jahre wechselvolle Geschichte – und damit auch viele Geschichten. Eine ASM ohne Leixl – wie sie liebevoll genannt wird - wäre für viele ASMLer kaum vorstellbar. Fast ein jeder hat schöne Stunden, Tage, Wochen dort oben verbracht.

Wie es anfang

Lassen wir am besten Otto Leixl, den damaligen Vorstand des Hüttenbauvereins, über den Bau der Sonnenjoch-Hütte (so hieß die Leixl bis zu seinem Tod am Watzmann) erzählen.

Sonnenjoch-Hütte

Schon in den ersten Jahren des Bestehens der Sektion war der Gedanke an den Bau einer eigenen Hütte lebendig geworden und bereits vor dem Kriege besprach man in einem kleinen Verein die Möglichkeit eines Hüttenbaues auf dem Steinbergjoch im hintersten Alpachtale. Es ist das ausschließliche Verdienst unserer Mitglieder Albert Fricke, Heinrich Kreitz und Heinrich Vetter, daß sie vor etwa Jahresfrist diesen Plan wieder aufgriffen und den Weg zu seiner Verwirklichung wiesen. Daß man nicht an den Bau einer Sommerhütte, sondern nur an den einer Skihütte dachte - denn nur eine solche kam beim in Aussicht genommenen Platz in Frage - das hatte seinen Grund in den besonderen Zeitverhältnissen, die im Winter viel eher eine gesonderte Unterkunft für notwendig erscheinen ließen. Denn im Sommer ist der Bergsteiger mehr auf das Wandern von Hütte zu Hütte angewiesen und lebt, wenigstens in unseren Ostalpen, meist auf bewirtschafteten Unterkunftshäusern, während ihn im Winter das um den ganzen Lebensmittelbedarf vermehrte Gepäck zur Wahl von Standquartieren auf Hütten zwingt. Und diese Hüttentage lediglich im Kreise von Freunden und Sektionskameraden verbringen zu können, bedeutet in der heutigen Zeit, in der die Hütten vielleicht auch mit Nichtalpinisten so sehr überfüllt sind, einen unschätzbaren Gewinn für die Tur. Zudem dürfte wohl schwerlich eine für das sommerliche Bergsteigen geeignete Hüttenlage in erreichbarer Nähe zu finden sein, bei der zu den schon vorhandenen Hütten hinzu noch das Bedürfnis nach einer neuen Unterkunft bestünde. So war es eigentlich selbstverständlich, daß man auf den ursprünglichen Plan zurückgriff und

eine, nur für den Kreis der Sektionskameraden bestimmte, Winterhütte zu bauen beschloß.

Daß so ein kleiner Verein wie der unsere sich unter den heutigen Verhältnissen an den Bau einer alpinen Hütte heranwagen konnte, war nur der einhelligen Aufnahme, den der Hüttenbaugedanke bei der ersten Umfrage bei unseren Mitgliedern fand, und deren bewundernswerten Opfersinn zu danken. Jeder gab, was er konnte, und wer nichts zu geben hatte, stellte seine Arbeitskraft zur Verfügung. Auf dieser freiwilligen Hilfe und Mitarbeit baute sich der ganze Voranschlag für den Hüttenbau auf und es wird immer das stolze Bewußtsein der Sektion bleiben, sich ein eigenes Bergsteigerheim völlig aus eigenen Mitteln geschaffen zu haben.

Die Art und Lage der Hütte war nun festgelegt, unser Mitglied Kreitz hatte sich mit großem Eifer an die Ausarbeitung des Bauplanes gemacht, der dann auch von der außerordentlichen Hauptversammlung gutgeheißen wurde. Herr Pfeleiderer führte dann die vorbereitenden Verhandlungen mit dem Zimmermann, dem Grund- und dem Waldbesitzer. Seiner fachkundigen Tätigkeit ist es vor allem zu danken, daß der Vertrag in baulich richtiger Weise und zu günstigen Bedingungen abgeschlossen werden konnte. So war es möglich, im Juli bereits den baureifen Plan samt dem Voranschlag der Sektion vorzulegen. Die weitere Behandlung der Hüttenangelegenheiten wurde dem zu gründenden Hüttenbauvereine, der vorerst durch den Hüttenausschuß vertreten war, übertragen. So konnte noch Ende Juli mit dem Bau begonnen werden.

Voraussetzung für das Zustandekommens des Werkes war ja vor allem auch eine eifrige Tätigkeit unserer Mitglieder; es entfaltete sich bald eine emsige Tätigkeit auf der Baustelle. Während die Zimmerleute im Walde südlich der Hochbergalm anfangen Baum um Baum zu fällen und kunstgerecht zu Balken und zu Brettern zu zerschneiden, war es die Aufgabe unserer Mitglieder, an der steilen Südflanke des Großen Gallenberges einen Weg anzulegen, auf welchem diese Hölzer, die teilweise das stattliche Gewicht von beinahe 6 Zentnern aufwiesen, zur Baustelle hinaufgetragen werden konnten. Und um die Mitte des August gings an das Tragen selbst – eine mühselige, für wenig abgehärtete Schultern beinahe unerträgliche Arbeit. Viele Schweißtropfen perlten auf diesen Weg herab, der gar oftmals am Tage, ganz gleich ob bei Regen oder Sonnenhitze, zurückgelegt werden mußte. Dazwischen herein waren auch noch die übrigen für die Hütte benötigten Baustoffe, wie Kalk, Zement, Sand und Eisenteile heraufzuschaffen. Erst anfangs September konnte mit dem Aufstellen der Hütte selbst begonnen werden. Aber nun ging es rasch vorwärts; bereits Ende Oktober konnten die letzten Handwerkerarbeiten fertiggestellt werden. Die Bautätigkeit war durch das selten schöne Herbstwetter ganz außerordentlich begünstigt worden und die Befürchtung, auch der Rohbau könnte infolge des späten Baubeginnes nicht mehr unter Dach gebracht werden,

war glücklicherweise nicht Wirklichkeit geworden. Immerhin mußten aber einige, wenn auch für den Bau selbst unwesentliche Arbeiten, mit Rücksicht auf die fortgeschrittene Jahreszeit, aber auch als Folge sonstiger erschwerender Umstände, für das nächste Jahr zurückgestellt werden, so u. a. die Verschalung des größeren Teiles des Dachraumes, die Anbringung eines Blitzableiters usw. Das rasche Fortschreiten der Arbeiten ist zum großen Teil auch unserem Hüttenwart Fritz Aign zu danken, der es als Bauleiter ausgezeichnet verstanden hat, ein enges Zusammenarbeiten unserer Mitglieder mit den Zimmerleuten zu ermöglichen. Gar manche kleine Verbesserung, die wünschenswert erschien, konnte er so über den Vertrag hinaus durchsetzen. Ein besonderes Verdienst erwarb sich auch unser Mitglied Hans Bomke, der mehr als sechs Wochen als Leiter an der Baustelle ununterbrochen tätig war.

Trotz aller Schwierigkeiten hat es das zähe Aushalten einer kleinen Gruppe unserer Mitglieder ermöglicht, daß eine völlig fertige und eingerichtete Hütte am 27. November in feierlicher Weise der Sektion zur Benützung übergeben werden konnte. Unter zahlreicher Beteiligung von Mitgliedern und Gästen aus der Stadt und dem Tale vollzog sich die Einweihung. Ein prächtig blauer Wintertag strahlte über dem Feste. Die Mehrzahl der Teilnehmer war früh morgens zu Fuß – denn es lag ja nur wenig Schnee – von Alpach heraufgestiegen. Einige, insbesondere die Gäste aus Stumm waren aus dem Märzengrunde gekommen. Gegen die Mittagsstunde begann der feierliche Akt mit einer Ansprache des ersten Vorsitzenden des Hüttenbauvereins, Herrn Otto Leixl, der die Bedeutung des Hüttenbaus in touristischer Beziehung und insbesondere auch für die Sektion im allgemeinen, für die Förderung des Zusammenhaltes der Mitglieder untereinander, hervorhob. Darnach nahm Herr Pfarrer Aufschneider aus Stumm die kirchliche Einweihung vor, und feierte seinerseits die Liebe zur Natur auf freier Bergeshöhe und die damit verwachsenen hohen Ideale. Es folgten nun die Ansprachen des Hüttenwarts, Herrn Fritz Aign, und des Vorsitzenden der Sektion, Freiherrn Detlof von Schwerin, des Hüttenbaumeisters Friedl Wurm und verschiedener Gäste. Dann ging man an die leibliche Stärkung, für die im Inneren der Hütte von Damenhand vortrefflich gesorgt war. Unter lustigem Geplauder und heiteren Vorträgen verstrichen die wenigen Stunden. Nur allzufrüh mußte man von der trauten Stätte Abschied nehmen. Allen, die an dieser wohl gelungenen Feier beigewohnt haben, wird sie wohl stets eine schöne Erinnerung bleiben. Uns Sektionsmitgliedern ist sie aber viel mehr: an diesem Tage ist uns inmitten herrlicher Berge ein eigenes Heim entstanden, auf das wir stolz sein können, das uns Gelegenheit zur Ausführung prächtiger Bergfahrten, aber auch zur Erholung nach anstrengender Berufsarbeit geben wird, das insbesondere dazu beitragen wird, die gegenseitige Kameradschaft und Freundschaft unter uns zu erhalten und zu pflegen.

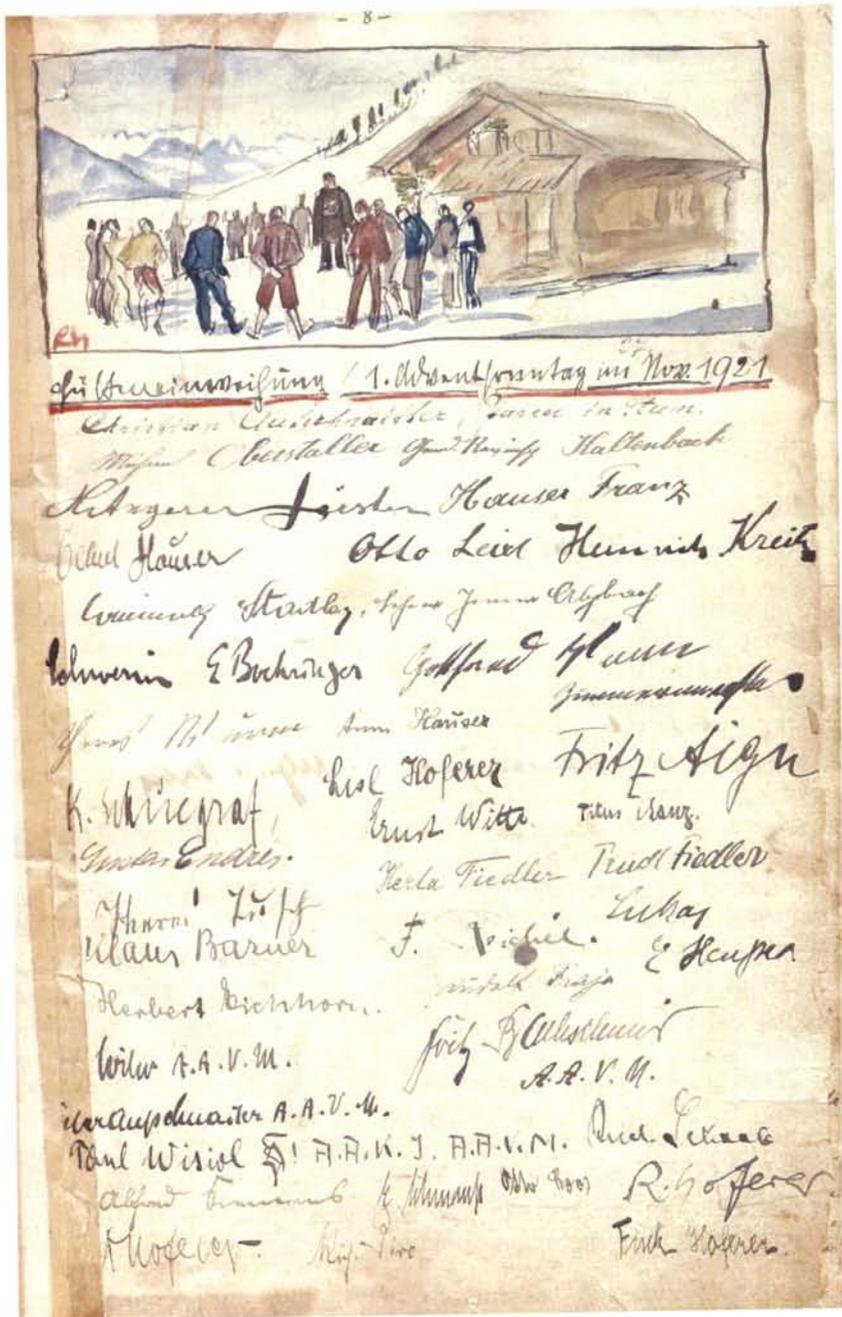
Otto Leixl, Vorsitzender des H.B.V.



Einweihung der Sonnenjochhütte, seit 1923 Otto-Leixl-Hütte

Amüsant auch, was der Tiroler Volksbote vom 1. Dezember 1921 über die Einweihung schrieb (lt. L. Kubanek zum 50. Stiftungsfest):

"... Der Pfarrer gab seiner Freude Ausdruck, dass die Herren Akademiker den Segen der Kirche wünschten und nach altem deutschen Vorbild auf den Segen Gottes etwas halten und ihre Erholung und Freude in der Betrachtung der ewigen Berge und Wunder der Schöpfung suchen. Nach der Einweihung sorgten die Damen in der Küche für eine Stärkung vor dem Abstieg, denn die Herren Akademiker wollten ihre Vorlesungen am Montag nicht versäumen. Überhaupt machte ihr ernstes und ruhiges Benehmen den besten Eindruck, und mit Befriedigung verließen die Gäste die schöne, mit Reisig und Bändern in Tiroler und bayerischen Farben reich verzierte Hütte."



Die Unterschriften der Teilnehmer der Einweihung im Hüttenbuch

Ein Jahr später kam Otto Leisl am Watzmann ums Leben – und die Hütte wurde nach ihm benannt.



Otto Leisl

Hüttenbauverein der USM. 1922-24.

Rückblickend auf die Entwicklung der letzten Jahre und in Betrachtung der auch heute noch so ungünstigen und unerfreulichen Zeitverhältnisse muß es uns mit immer mehr Befriedigung erfüllen, daß die Sektion im Sommer 1921 so kurz entschlossen die Hütte auf dem Steinbergerjoch erbaut hat. Erscheint es doch äußerst fraglich, ob in den folgenden Jahren die Mittel dazu aufzubringen gewesen wären, nachdem es hier schon außerordentliche Schwierigkeiten machte, nur die für die dringlichen Instandsetzungsarbeiten notwendigen Gelder zu erhalten. Daß die Hütte ein wirkliches Bedürfnis war, erhellt am besten daraus, daß sie während des Winters ständig sehr gut besucht, zeitweise sogar überfüllt war. Auch im Sommer und Herbst war sie so manchem ein lieber Aufenthalt. Mit Befriedigung können wir vermerken, daß die Hütte bisher von Einbrüchen verschont blieb.

Ende des Jahres 1922 erhielt unsere Hütte ihren endgültigen Namen. Die Sektion und der Hüttenbauverein beschloßen, sie zum ehrenden Gedenken nach unserem unvergesslichen Otto Leisl zu benennen. Im Sommer 1923 wurde eine in Eichenholz geschnitzte Tafel mit dem neuen Hüttennamen angebracht.

Im Jahr 1926 verliert die Leisl den Reiz der Neuheit und die Zahl der Besucher geht zurück, dafür wird sie nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal Ziel von Einbruch und Vandalismus.

Nochmals L. Kubanek zum 50. Stiftungsfest:

"... Als der 2. Weltkrieg zu Ende ging, wurde die Hütte in ihrer einsamen Lage zeitweise Unterschlupf für solche, die heim oder auch nicht heim wollten. Die Kontrolle wurde schwierig und die Besitzverhältnisse waren zeitweise recht ungeklärt. Was gebraucht und getragen werden konnte, wurde mitgenommen. Auch diese Zeit wurde überstanden. Über die Einreise im kleinen Grenzverkehr wurde in jahrelanger Arbeit die Hütte klein aber stetig wieder instandgesetzt und wieder eingerichtet. 1958 erfolgte endlich die offizielle, feierliche Rückgabe in unser Eigentum."



Postkartenbild
von R. Hoferer

Kein Krieg mehr, aber wieder Militär:

"... Im Frühjahr 1959 nahm die österreichische Bundeswehr anlässlich von Manövern unsere Hütte eigenmächtig 'in Anspruch'."

Zahlte aber dann alle Schäden...



Es soll hier keine Aufzählung von Personen erfolgen, die sich um die Hütte verdient gemacht haben, aber eine Frau, die über viele Jahre 'der gute Geist' der Leixl war, soll an dieser Stelle genannt werden: Lena Knoll aus Inneralpbach.

1980 wurde die Grüne Partei gegründet und schon 1981 lief bei der ASM das erste grüne Projekt an: der 'Spalt' – sozusagen das (Gottseidank nicht-atomare) Endlager der ASM wurde saniert. Originalbericht von Ekke:

Der Spalt

oder: Was hat unsere Otto-Leixl-Hütte mit Umweltschutz zu tun?

Seit einigen Jahren trommelt der Deutsche Alpenverein zur Mobilmachung in Sachen Umweltschutz. Man begnügt sich nicht mehr, wie in früheren Jahren, zu lamentieren und vielleicht noch zu protestieren, wenn neue Skizentren "erschlossen" oder Täler veröden Stauseen geplant wurden, wenn Landschaft zersiedelt wurde oder Wirtschaftswege und Straßen tiefe Wunden in eine bis dahin heile Welt zu schlagen drohten. Nein, man ging einen wesentlichen Schritt weiter, man schlägt konstruktiv weniger schädliche oder gar unschädliche Alternativen vor und negiert nicht einfach, macht Raumplanung und kehrt vor allem auch vor seiner eigenen Tür. Und das ist fast wörtlich zu verstehen. Gemeint ist die Hüttenentsorgung, also die Abfallbeseitigung in, vor und hinter den Hütten.

Der Alpenverein nimmt seine Hüttenwirte in die Pflicht, die Abfälle nicht im Hüttenbereich abzulagern, sondern ins Tal zu befördern, um sie ordnungsgemäß den Mülldeponien zuführen zu können. Durch Plakate in den Hütten sind die Gäste aufgerufen, diese Aufgabe dem Hüttenwirt zu erleichtern und die eigenen Abfälle selbst wieder mit ins Tal zu nehmen. Und was macht die ASM? Wir haben auch zwei Hütten. Ist da auch etwas geschehen? Um es vorwegzunehmen, ja!

Im Rahmen der Alpenvereinskampagne wurden sämtliche Sektionen befragt, wie sie ihr Abfallproblem auf den Hütten lösen. Stolz berichtete die ASM, dass es auf der Otto-Leixl-Hütte diesbezüglich keine Schwierigkeiten gebe, denn wir hätten einen ganz, ganz tiefen Spalt, wo garantiert alles wie durch Zauberei vom Erdboden verschwinde, vom ausgebrannten Sylvesterkracher über Bierbüchsel bis zur Plastikwindelhose, und zwar noch auf Jahrzehnte hinaus. Für eine solche selbstgestrickte Abfallbeseitigung hatte der Alpenverein jedoch kein Verständnis. Mit rotem Kopf lasen wir die Veröffentlichung des Ergebnisses seiner Umfrage, in dem er, ohne die ASM beim Namen zu nennen, mit beißendem Spott bemerkte, dass es noch Sektionen gebe, die sich brüsten, ihre Abfälle in einem Felspalt wohl verstaubt zu wissen.

Selbst die österreichischen Behörden und Gemeinden sind gehalten, gegen Missstände in der Abfallbeseitigung, auch auf den Berghütten, vorzugehen.

Der Spalt bei der Otto-Leixl-Hütte hat also ausgedient.

Fleißige Hände haben in diesem Sommer eine Generalreinigung des Spalts vorgenommen. Die Felswände des Spalts wurden gesäubert, die Absätze und Vorsprünge von Unrat befreit. Der Grund des Spalts wurde mit Steinen, Humus und Grassoden abgedeckt. Am, von der Hütte aus gesehen, rechten Spaltrand befindet sich ein durch Felsbrocken abgegrenztes enges Loch,

das an der gegenüberliegenden Felswand durch einen roten Pfeil eindeutig markiert ist. In dieses Loch dürfen in Zeiten, in denen es nicht durch Schnee verweht ist, ausschließlich Asche und verrottbare Lebensmittelabfälle geworfen werden. Alle anderen Abfälle, wie Plastiktüten, Büchsen, Kunststoffbehälter und Flaschen müssen - auch im Winter - wieder ins Tal zurück mitgenommen werden. Alle brennbaren Sachen, mit Ausnahme von Plastik, das stinkt und Rückstände hinterlässt, gehören in den Herd.

Wenn dann auch noch die Nudelreste in und um den Brunnen verschwinden, die an eine Spagettischlacht im Mezzogiorno erinnern, dann hätte auch die ASM etwas zum Umweltschutz beigetragen, der ihren Mitgliedern erklärtermaßen am Herzen liegt, aber von ihnen auch praktiziert werden muss, wo es möglich ist.

E. R.



Die Schindeln fliegen in da Luft umanand die große Gemeinschaftsaktion 1984 zur Erneuerung des Hüttendachs

Bis es allerdings dazu kam, waren einige Hindernisse zu überwinden: Die Vorbereitungen zur Erneuerung des Daches unserer Leixl-Hütte. Erich Kolling, unser Hüttenwart, bereitete frühzeitig die Bevölkerung des Alpbachtals auf das kommende Ereignis vor. Auf deren Mithilfe waren wir angewiesen, natürlich gegen bare Münze. Über die Preise machten wir uns sowieso keine Illusionen, sind wir von den Gasthäusern des Tales und den Vorstellungen über den Beitrag zur Wegebaugenossenschaft doch einiges gewohnt. An einem nebeligen Freitagmorgen Anfang April fuhren Erich und ich nach Alpbach, um Brot und Arbeit in das arme Tal zu bringen. In der Pension Waldfrieden erstanden wir der Einfachheit halber die vorhandenen, für einen anderen Kunden gefertigten Schindeln, den qm zu 350 Schillingen. Den Rest bestellten wir bei einem alten, gichtigen Schindelmacher, den wir in seiner eisigen, zugigen Kellerwerkstatt aufsuchten. In der von Kleinkindern und Frauen wimmelnden Küche eines Alpbacher Bauernhofes verhandelten wir mit Peter Klingler, ob er geneigt sei, den Transport der Schindeln, der Dach- und Konterlatten, Balken und Bretter, Dachpappe und Leiter von Alpbach außen herum übers Zillertal in den Märzengrund zum Materiallift an der Kotalm zu übernehmen. Er war geneigt. Er versprach auch den Termin - Ende Juni - einzuhalten. Dann sprachen wir bei der Sägerei in Reith vor. Unser Verzicht auf eine ordnungsgemäße Rechnung wurde beim Sägereibesitzer mit dem Verzicht auf die Erhebung der Mehrwertsteuer mehr als ausgeglichen. Als letztes musste noch das landwirtschaftliche Lagerhaus in Alpbach erhalten, um uns mit Dachpappe und einer zweiteiligen Ausziehleiter zu beliefern. Nach alledem sahen wir es als gutes Omen an, dass wir beide trotz des undurchdringlichen Nebels am Nachmittag präzise den Gipfel des Joel erreichten.

Der vereinbarte Liefertermin wurde nicht eingehalten, weil die landwirtschaftlichen Arbeiten Vorrang hatten und der Sägewerksbesitzer starb. Das hatte kaum Folgen, weil wir listigerweise Reserven bei der Festlegung des Termins einbauten. Erich wagte einen neuerlichen Vorstoß in Alpbach und gab dabei zu bedenken, dass am letzten Juliwochenende schließlich die halbe ASM an der Bergstation des Materiallifts stünde und brennend daran interessiert sei, das ganze Material zur Leixl-Hütte zu schleppen. Das wirkte; nur, wo blieb die Hälfte der ASM? Es war nicht einmal ein Viertel, nicht einmal ein Achtel, nicht einmal ein ... und so weiter. Es waren nur wir zwei beiden, Erich und ich, mit unseren zerbrechlichen Ehefrauen und zwei unserer drei minderjährigen Kinder. Deprimierend waren das Desinteresse sonst so eifriger Hüttenwanzen und die Schinderei beim Transport. Wir mussten uns trennen, denn einer musste den Materiallift unten an der Kotalm beladen. Am Sonntagabend hatten wir dennoch alles ordentlich um die Hütte herum gestapelt. Die Bauarbeiten konnten beginnen. Es wurde

die Zeit vom Freitag, dem 10. August, bis zum Sonntag, dem 19. August, also elf Tage, dafür angesetzt. Das bedeutete mindestens eine Woche Urlaub.

Die Werbekampagne lief entsprechend zäh an. Zusagen wurden später ignoriert. Der Vorwurf wurde erhoben, dass man die Arbeiten in den Sommer legte, wenn man schließlich ins Gebirge gehen wollte. Trotzdem wurden wir beide durch einen arbeitswilligen Kern verstärkt, der die gesamten elf Tage auf und unter dem Hüttendach verbrachte: Georg Mezger und Michael Heichele (JM). Unsere Überraschung war groß, als über das erste Wochenende Peter und Trautl Lyssy mit drei kräftigen Burschen aus der ASM-Jugend (Rochus Lyssy, Jens Nöding und Andreas Hofmann) anrückten, als am Dienstag Günther, Martin und Andreas Bram aus Erlangen und Kurt und Bernard Bram gar aus Hannover kamen, um für den ganzen Rest der Woche zu bleiben, als am Mittwoch meine Frau und Kinder den dringend ersehnten Lebensmittelnachschub besorgten, als später noch Burga Sturm und Sepp Sutter, Erichs Frau und Tochter und am letzten Wochenende schließlich noch Martin Steinmayer mit frisch angetrauter Gattin den Weg zur Hütte fanden.

Und so flogen dann die Schindeln wirklich, wie es in dem berühmten Lied so schön heißt, in der Luft umher. Die gerade noch rechtzeitig entflammte Begeisterung war auch notwendig; denn nur so konnten die ständigen Regengüsse mit dem Decken eines Daches in Einklang gebracht werden. In einer Nacht drängte sich die Belegschaft in den unteren Schlafräumen, weil sich oben der Regen nahezu ungehindert auf die Lager ergoss. Trotzdem waren die Arbeiten termingemäß beendet. Nur Rudi Bülter kam erst am Montag danach; er wollte sich die Anfertigung und Anbringung neuer Dachrinnen mit keinem teilen.

Das Dach ist oben, ein schönes neues Dach aus Lärchenschindeln. Ob es wie das erste Schindeldach ebenfalls an die 50 Jahre hält? Der Kamin erhielt einen Schutz gegen Schneedruck. Auch die Klosett-Südwand wurde von Grund auf erneuert und verschindelt, so dass die Schneeverwehungen in dem Häuschen wohl der Vergangenheit angehören. Im Obergeschoß ist das rechte Westfenster zum Notausstieg umgebaut worden; die Eisenstäbe wurden entfernt und durch einen vierfach von innen verriegelten Laden ersetzt. Das gleiche ist für das hintere Südfenster im Erdgeschoß geplant. Die neue Hüttentür (mit neuem Schloss) ist ebenfalls in Arbeit. Das Almschloss wird schon lange nicht mehr verwendet. Die morsche Brunnensäule wurde durch eine handgeschnitzte neue Säule ersetzt. Als nächste größere Arbeit steht ein neuer Zaun an.

Unsere Leixl-Hütte kann sich sehen lassen. Es ist das fast ausschließliche Verdienst unseres Hüttenwarts Erich Kolling. Sein hohes handwerkliches Können zeigt sich in der Tischverlängerung, dem Lagerbau, den Fensterrahmen und Fensterläden, dem Notausstieg und vielen Kleinigkeiten in der

Hütte. Sein planerisches und organisatorisches Geschick bewies er mit dem erfolgreichen Abschluss der Dacheindeckung und weiterer Arbeiten auf der Hütte. Erich wird leider sein Amt abgeben; wir werden über ihn und seine Umtriebe auf der Hütte im nächsten Heft der Mitteilungen berichten.

E. R.

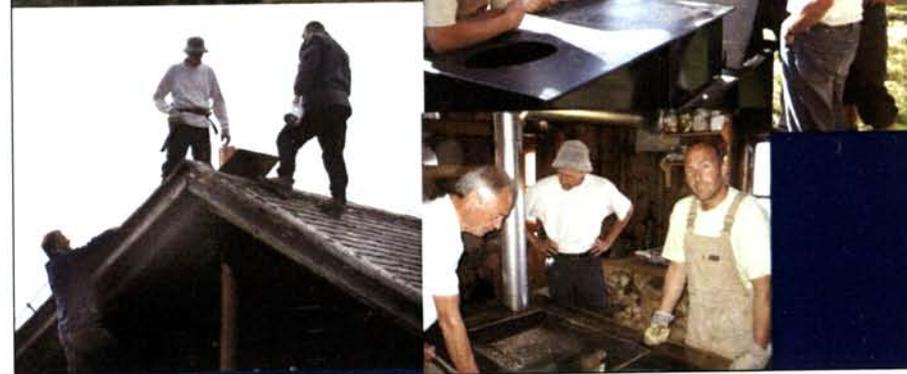
Den 'Spalt' gab es zwar nicht mehr, aber das Klo war auch kein Umweltvorzeigeprojekt – und 2006 war es dann plötzlich so weit:

Die Scheißhäusl-Story – Finale mit dramatischen Einlagen

Auf der AoHV 2006 wurden zwei größere Umbau- / Sanierungsmaßnahmen beschlossen: die Sanierung des Herdes und die Installation eines Kompostklos anstelle des bisherigen Klos.

Am Wochenende 16./17.9. transportierte Schorsch mit seiner Materialseilbahn Brenn- und Bauholz hoch, Heinz Wember und Freunde schleppten es über zur Hütte und holten auch noch weitere Steine zur Grubenverfüllung.

Am Montag, den 18.9. startete die Umbauaktion dann mit neun Leuten: Hans Holzmayr (der Ofenbauer von der Fraueninsel), Martin Zahn (unser Zimmermann), Peter Brill, Ekke Rübel, Allan Watson, Bernhard Scherzer, Hans Huber, Otto Niemann und ich. Hans Holzmayr entkernte ziemlich schnell den Herd um ihm dann in mehrtägiger Arbeit ein komplett neues Innenleben zu verpassen. Die ‚Klofraktion‘ war derweil mit Grubenleerung und –auffüllung mit Steinen, Heraussägen der alten Klokonstruktion und Fundamentbau fürs Kompostklo beschäftigt. Nachdem wir auf der Leixl zwar nicht heimat- aber ‚ofenlos‘ waren, hatten wir mit Else auf der Steinbergalm vereinbart, dass sie uns während dieser Tage abends verköstigen würde. Am Dienstagmorgen stand dann pünktlich um 10 Uhr die Fa. Berger an der Kotalm. Der weitere Tagesverlauf folgte dann dem Motto ‚Je genauer man plant, desto härter trifft der Zufall‘ ... Die erste Seilbahnladung war schnell oben, der zweite Transport bestand aus dem Hauptbehälter des Kompostklos sowie Montagmaterial und schwebte genauso problemlos nach oben, um kurz darauf nach Zugseilriss mit voller Wucht unten aufzuprallen: Diagnose Totalschaden. Wegen des Nieselwetters hatten wir uns zu Schorsch in die Hütte verzogen und stürzten dann heraus: fassungslos, aber auch erleichtert, dass es keinen Personenschaden gegeben hatte. Wieder auf der Leixl hielt der Tag für mich aber noch einen weiteren Höhepunkt bereit: ein Windstoß warf eine Aluleiter um, die mich von hinten am Kopf traf und mit Platzwunde in die Klinik brachte. Bis zum Freitag hatte Hans Holzmayr dann trotz widriger Umstände den Herd fertig gestellt. Und auch alle Vorarbeiten für den Kloeinbau waren erledigt.



Rund ums neue Kompostklo

Die zweite Runde startete dann am Freitag, den 13.(!) 10. Um 9 Uhr standen die Brüder Berger mit der Ersatzlieferung an der Kehre oberhalb der Kotalm. In Ermangelung der Seilbahn war jetzt ‚Sherpa-Modus‘ angesagt – diesmal mit einer kleineren Truppe: die Brüder Berger, Peter Brill, Hans Holzmayr (der dem Herd noch ein Feintuning verpasste), Martin Zahn und ich. Und zur Abwechslung ging diesmal bei herrlichem Wetter alles wie am Schnürchen: der Einbau des Kompostklos, die Durchbrüche für das Lüftungsrohr sowie die Montage von Lüftungsrohr und -rotor – und am Nachmittag war das Kompostklo dann ‚einsatzbereit‘. Der Samstag sah bei leider mäßigem Wetter zwei Teams werkeln: Michael Brötz und Sebastian von der Mark waren hinzu gestoßen und machten das restliche Brennholz und Martin und ich waren mit der Verkleidung des Kompostklos beschäftigt.

Am frühen Sonntagnachmittag saßen wir dann bei inzwischen wieder traumhaftem Herbstwetter mit unserer Brotzeit vor der Hütte und hatten das schöne Gefühl, dass ein großes Stück Arbeit geschafft war.

T. S.

Und die Zeit bleibt nicht stehen – auch die ehrwürdige Holzaktion geht in die Luft ...



Der bekannte Schweizer Arzt, Altphilologe und Naturforscher Conrad Gesner beschrieb 1541 seine Beweggründe, jährlich einen oder mehrere Berge zu besteigen, mit der Lust, „die blühenden Pflanzen zu sehen, den Körper auf ehrenwerte Weise zu üben, den Geist zu ergötzen und das Gebirge zu bewundern.“

Im Jahre 1787 kam Goethe auf seiner italienischen Reise zu dem damals tätigen Vesuv, den er aus wissenschaftlicher Neugier mit einem Führer bestieg. Seine Eindrücke am Kraterrand von dem aus allen Enden dampfenden Berg und den Lavaformationen schilderte er in seinem Reisetagebuch.

Die Evolution des Bergsteigens in den Alpen

Die höchsten Gipfel der Alpen wurden im späten 18. und im 19. Jahrhundert von bergbegeisterten Bürgern mit einheimischen Führern zum ersten Mal bestiegen.

Gleich am Anfang stand die Ersteigung des Mont Blanc: 1786 erreichten die Franzosen J. Balmat und M.G. Paccard als erste Menschen den Gipfel. Bereits ein Jahr später bestieg der bekannte Schweizer Naturwissenschaftler Horace-Benedict de Saussure zu Forschungszwecken den Gipfel. Die Besteigung war ein aufwendiges bergsteigerisches und wissenschaftliches Unternehmen mit 20 Teilnehmern und einer umfangreichen Ausrüstung. Auf dem Gipfel maß de Saussure u. a. den Luftdruck, die Luft- und Schneetemperatur und Siedetemperatur des Wassers, beobachtete den Puls seiner Bergführer und beschäftigte sich mit der Struktur der zu sehenden Berge.

Die Besteigung des Mont Blanc war der Auftakt für die Ersteigung der anderen hohen Alpengipfel, z. B. des Großglockners 1800, des Ortlers 1804, des Großvenedigers 1841, des Finsteraarhorns 1842, der Wildspitze 1848, des Piz Bernina 1850, des Monte Rosa 1855, des Gran Paradiso 1860 und des Matterhorns 1865 (E. Whymper u. a. sowie J.A. Carrel u. a.).

Die Erstbesteigung der hohen Gipfel der Nördlichen und Südlichen Kalkalpen erfolgte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Beim Bildungs- und Großbürgertum erfreute sich Bergsteigen immer größerer Beliebtheit. Zwischen 1862 und 1874 gründeten die Bergsteiger in den Staaten mit Alpenanteil Alpenvereine, um das Bergsteigen zu fördern und die Gipfel der Alpen mit dem Bau von Schutzhütten, Wegen und Steigen leichter zugänglich zu machen.

Das klassische Bergsteigen, welches den Gipfel zum Ziel hat, die Bergwelt, die Natur und die Landschaft erlebt, ein erhöhtes Körpergefühl wahrnimmt und Forscherdrang verspürt, entwickelte sich in jener Zeit mit der Erschließung schwierigerer Gipfelanstiege weiter. Anspruchsvolleres klassisches

Bergsteigen umfasst seitdem das Klettern und Eisgehen, und das Ziel des Bergsteigers ist seitdem nicht mehr allein der Gipfel, sondern kann zusätzlich der schwierige Grat, die Wand oder die schwierige Route sein. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts kam mit dem Skilauf in den Alpen auch das Besteigen der Berge mit Skiern, kurz das Skibergsteigen auf. Die Skitour wurde die Variante der Bergtour im Winter und Frühling auf die dafür geeigneten Berge.

Die 1910 gegründete ASM war ein typisches Kind jener Zeit. Die ASMer waren bereits damals nicht nur begeisterte Bergtouren- und Klettertourengeher, sondern auch Skitourengeliker. Darüber hinaus machten sie etliche Erstbegehungen von Kletterrouten.

Mit der fortschreitenden bergsteigerischen Erschließung der Alpen forderten nach dem Ersten Weltkrieg zahlreiche Bergsteiger, unberührtes Gebirge, Ödland und noch unerschlossene Räume zu erhalten und dauerhaft zu sichern. Der Deutsche und Österreichische Alpenverein machte sich diese Forderung zueigen und konnte in den Folgejahren die Ausweisung wichtiger Schutzgebiete erreichen. 1927 wurde der Naturschutz Vereinszweck des Alpenvereins und ist seitdem mit dem klassischen Bergsteigen eng verbunden.

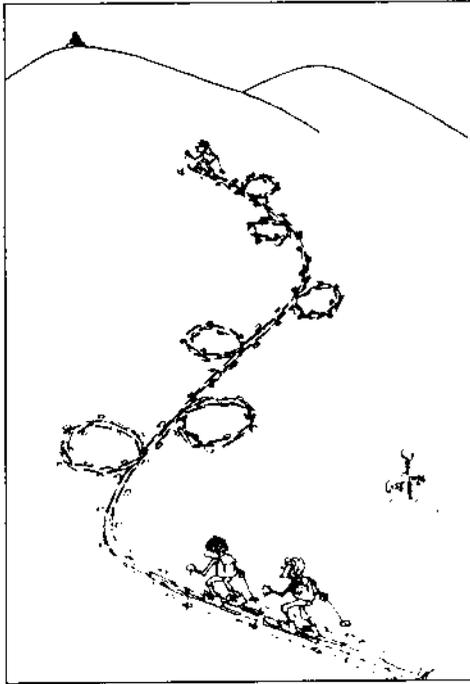
Gute Bergsteiger kletterten immer schwierigere Routen in Fels und Eis, was einherging mit der Verbesserung der Ausrüstung, der Klettertechnik und der Sicherungstechnik (Felshaken, Eishaken, Karabiner). Zu diesem Bergsteigerkreis gehörten auch ASMer wie Otto Leixl, der 1922 in der Watzmann-Ostwand ums Leben kam.

In den 1930er Jahren setzte auf die noch unbezwungenen großen Wände der Alpen unter den besten Bergsteigern ein regelrechter Wettlauf ein, um die letzten großen bergsteigerischen Probleme der Alpen zu lösen. So gelang die Erstdurchsteigung der Nordwände von Matterhorn 1931, Grandes Jorasses Crozpfiler 1935 und Walkerpfiler 1938, Eiger 1938, Große Zinne 1933, Petit Dru 1935 und Piz Badile 1937.

Nach dem zweiten Weltkrieg konnte die bergsteigerische Ausrüstung und Technik in großen Schritten weiter verbessert werden (z. B. Perlonseile, Bohrhaken, Klemmgeräte, Rohreisschrauben, Eisgeräte). In deren Folge wurden die alpinen Schwierigkeitsgrade um technische Schwierigkeitsgrade ergänzt und noch schwierigere Routen technisch geklettert. Auch ASMer waren auf schwierigen technische Routen unterwegs.

Was durch extreme technische Kletterei möglich wurde, zeigen zwei Beispiele aus dem Jahr 1958: die Erschließung der Direttissima durch die Nordwand der Großen Zinne in vier Tagen und die Erschließung der Nose am El Capitan im Yosemite Valley in 47 Tagen. Die zweite Durchsteigung der Nose-Route im Jahre 1960 dauerte nur noch sieben Tage, und heute

brauchen die Kletterer zwei bis drei Tage. Damit stößt das Bergsteigen mit extremer technischer Kletterei an seine Grenzen.



Seit den 1950er Jahren ist auch die Ausrüstung für das Skibergsteigen immer wieder erheblich verbessert worden (Ski, Bindung, Felle, Skistiefel). Mit dem heute erreichten hohen Qualitätsstand ist auf der einen Seite das Skitourengehen leichter geworden, auf der anderen Seite werden die Aufstiegsspurten immer steiler gelegt. Die ASMLer sind bis heute aufmerksame Teilnehmer dieser Entwicklung.

Die Evolution des Bergsteigens in den außereuropäischen Gebirgen

Mit der bergsteigerischen Erschließung der Alpen und der Besteigung ihrer höchsten Gipfel begann im 19. Jahrhundert auch die Erforschung und Besteigung der höchsten Gebirge der Erde.

Alexander von Humboldt bestieg während seiner Forschungsreise durch Südamerika zwischen 1799 und 1804 mehrere Vulkane in den ecuadorianischen Anden, darunter im Jahr 1802 den Cotopaxi bis 4550 m und den Chimborazo bis 5760 m. Dabei erforschte er insbesondere die Höhenstufen und -grenzen der Vegetation in den Anden, aber auch die Topographie, die Geologie und das Klima.

Die hohen Gipfel der Anden blieben nach Alexander von Humboldts Reise noch viele Jahrzehnte unbestiegen. Der Gipfel des Chimborazo wurde 1880 von den beiden Matterhorn-Erstbesteigern E. Whymper und J. A. Carrel zum ersten Mal betreten. Andere Bergsteiger, darunter auch Naturforscher, Geographen und Geologen, bestiegen z. B. 1897 den Aconcagua, 1932 den Huascarán und 1939 den Sajama.

In diese Zeit fiel auch die Erkundung und Erstbesteigung des Kilimandscharo und Mt. Kenia in Ostafrika im Jahr 1889 bzw. 1899 und des Mont McKinley in Alaska im Jahr 1913.

Die wissenschaftliche und bergsteigerische Erschließung des Karakorum, Himalaya, Pamir und Hindukusch begann ebenfalls in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Im Rahmen von Expeditionen wurden die hohen Berge geographisch, topographisch, geologisch, glaziologisch, faunistisch und botanisch erforscht und bergsteigerisch erkundet.

Im Karakorum zog 1909 eine italienische Großexpedition mit 360 Trägern unter Leitung des Herzogs der Abruzzen, Luigi di Savoia, den Baltorogletscher hinauf. Die Expedition erreichte am K 2 eine Höhe von 6000 m und an der Chogolisa von 7500 m. Außerdem wurde das Baltorogebiet photographisch vermessen und eine Karte erstellt sowie photographisch in erstklassigen Bildern festgehalten.

Die erste Besteigung eines Siebentausenders, des Trisul (7120 m) im Garwal Himal, glückte einer britischen Expedition 1907. Bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges wurden 22 Gipfel über 7000 m bestiegen, jedoch scheiterten bis dahin alle Expeditionen an den Achttausendern.

Dessen ungeachtet erreichten E. F. Norton und T. H. Somervell mit der britischen Mt.-Everest-Expedition des Jahres 1924 ohne künstlichen Sauerstoff eine Höhe von 8540 m und G. Mallory und A. Irvine mit künstlichem Sauerstoff eine Höhe von 8600 m. Die deutsche Nanga-Parbat-Expedition des Jahres 1934 kam bis unter den Vorgipfel (7850 m); bevor ein gewaltiger Monsun-Schneesturm einsetzte, in welchem Willy Merkl, Willo Welzenbach, Uli Wieland und sechs Sherpa starben. Bereits am Anfang der Expedition war der ASMLer Alfred Drexel in Lager 2 an einer Lungenentzündung gestorben. 1939 stiegen Fritz Wiessner und ein Sherpa am K 2 mit einer amerikanischen Expedition 1939 bis auf 8380 m Höhe ohne künstlichen Sauerstoff.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg gelang Großexpeditionen mit bekannten Spitzenbergsteigern und Sherpa die Erstersteigung der Achttausender: 1950 war eine französische Expedition an der Annapurna mit M. Herzog und L. Lachenal erfolgreich, 1953 eine britische Expedition am Mt. Everest mit Edmund Hillary und Sherpa Tensing Norgay, 1953 eine deutsch-österreichische Expedition am Nanga Parbat mit Hermann Buhl und 1954 eine italienische Expedition am K2 mit A. Compagnoni und L. Lacedelli. Bis 1964 waren alle Achttausender bestiegen, als letzter die Shisha Pangma von einer chinesischen Großexpedition. Die Besteigung der vier großen Achttausender Mt. Everest, K2, Kangchenzönga, Lhotse und Makalu erfolgte mit künstlichem Sauerstoff, die der zehn kleinen ohne künstlichen Sauerstoff.

Abgesehen von den viel beachteten Achttausender-Expeditionen gab es in den 1950er und 1960er Jahren zahlreiche kleinere Expeditionen und Kundfahrten zur Erschließung und Erforschung anderer hoher Berge im Himalaya, Karakorum, Pamir, Hindukusch und in den Anden. Die ASM unternahm in dieser Zeit zwei Kundfahrten mit Erstbesteigungen und geologischen und topographischen Untersuchungen: die erste 1963 in den Hindukusch und die zweite 1967 in die Anden.

Dank der Entwicklung von noch leichter und besserer Bergausrüstung und -bekleidung ging die Evolution des Höhenbergsteigens weiter. An den Sieben- und Achttausendern kamen die Folgeexpeditionen mit weniger Trägern und Lagern aus. Seit den 1970er Jahren verzichteten viele Expeditionen auf Sherpa bzw. Hochträger, tragen ihr Material oberhalb des Basislagers selbst und richten ihre Lager selbst ein. Die ASM-Expeditionen 1977 zum Kun, 1980 zum Mt. Ghent, 1983 zum Kanguru, 1985 zum Pik Kommunismus/Pamir und 1986 zum Broad Peak sind Beispiele dafür.

1978 bestiegen Reinhold Messner und Peter Habeler als erste den Gipfel des Mt. Everest ohne den Einsatz von künstlichem Sauerstoff. In den folgenden Jahren bezwang dann Reinhold Messner bis 1986 als erster Mensch alle 14 Achttausender ohne Zusatzsauerstoff. Damit hat die Entwicklungslinie des Höhenbergsteigens eine Endstufe erreicht und künstlichen Sauerstoff beim Höhenbergsteigen zu einem Dopingmittel gemacht, vergleichbar mit Aufputzmitteln (z. B. Pervitin) und blutverdünnenden, leistungssteigernden Mitteln.

Die Einschätzung der Leistung, die ein Bergsteiger mit der Besteigung eines Sechs-, Sieben- oder Achttausenders geschafft hat, läuft seitdem auf die Frage hinaus, inwieweit er mit ehrlichen Mitteln, by fair means, aus eigener Kraft, ohne Dopingmittel, ohne Zusatzsauerstoff, auf einen Gipfel gekommen ist und welche logistische und technische Unterstützung ihm oberhalb des Basislagers von der Expedition, von Expeditionsteilnehmern, Bergführern und Sherpa zuteil wurde.

Die Evolution des Bergsteigens zum Bergsport

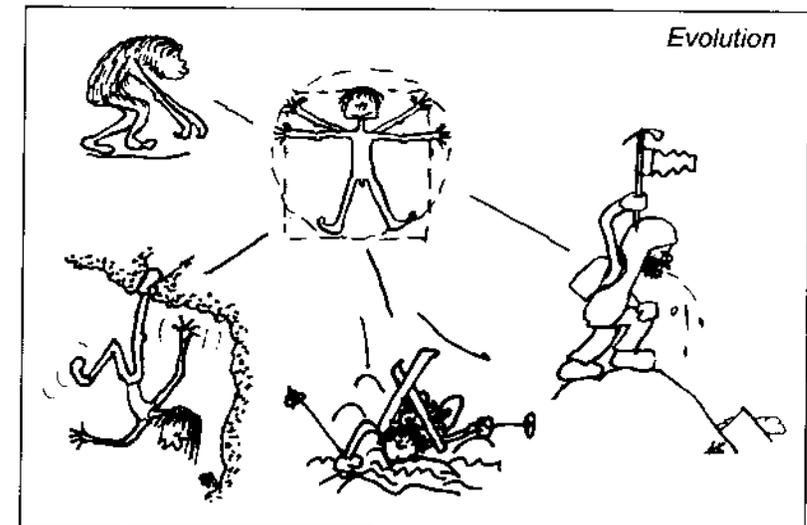
Als in den 1970er Jahren die technisch aufwendige Erschließung von extremen Kletterrouten immer mehr in die Kritik geriet, begannen die Kletterer, die technischen Routen zwar gesichert, aber ohne die Benutzung von Haken zur Fortbewegung frei zu klettern. Diese Art des Kletterns von alpinen technischen Routen nennt man Rotpunktklettern oder allgemein Sportklettern. Die schnelle Entwicklung des Sportkletterns kann man an den Rotpunktdurchsteigungen der Nordwand der Großen Zinne sehen, die 1978 auf der Route der Erstersteiger und 1987 auf der Direttissima-Route gelangen.

Mit dem Sportklettern ist die Skala der alpinen Schwierigkeitsgrade nach oben erweitert worden. Heute klettern die besten Sportkletterer den XI. Schwierigkeitsgrad. Sportklettern ist nicht so sehr Bergsteigen; es ist viel mehr eine Disziplin des Bergsports, bei welcher der Berg oder eine Wand das Sportgerät und die Kletterer die Athleten sind, die ihre Kräfte an der Höhe des bewältigten Schwierigkeitsgrades messen.

Eine weitere Mutation vom Bergsteigen zum Bergsport ist das Speed-Bergsteigen und die Speed-Begehung. Hier ist die Messlatte die Zeit, die man für die Besteigung eines Berges oder die Durchsteigung einer Wand benötigt. So wird aus dem Berg oder der Wand eine vertikale Rennstrecke und aus dem Bergerlebnis ein Kampf gegen die Uhr.

Unter den Extrembergsteigern und Extremkletterern findet in der Disziplin „Speed-Begehung“ geradezu ein Wettbewerb an den bekannten hohen Bergen und spektakulären Wänden der Welt statt. Die Brüder Alexander und Thomas Huber haben 2008 z. B. die Nase des El Capitan im Yosemite Valley in 2¼ Stunden bestiegen und einen neuen Speed-Rekord aufgestellt. Der Rekord von Hans Kammerlander am Mt. Everest aus dem Jahr 1996 liegt für die Strecke vom Vorgeschiebenen Basislager bis zum Gipfel über die Nordroute bei 16¼ Stunden. Da ist nicht mehr der Gipfel das Ziel, sondern das Spektakuläre, das Medienecho und der eigene Marktwert.

Trotz der sportlichen Steigerung des Bergsteigens zu Bergsport sind die meisten Bergsteiger nicht als Bergsportler, sondern nach wie vor als klassische Bergsteiger unterwegs, die einen Gipfel besteigen und dabei die Bergwelt, die Natur und die Landschaft erleben. Auch die ASMLer sind Bergsteiger geblieben – Bergsteiger und manchmal auch sportliche Bergsteiger.





Klettern gestern und heute

von
Rudi Bülter



Das Jahr 1956, ich bin eben 16 geworden. Karl und ich stehen unter einer senkrechten Felswand in unserer fränkischen Heimat. Ein dickes Hanfseil, steif wie ein Stahlseil lag zu unseren Füßen. Wir übten mit Hosenträgern den modernen „Bulinknoten“, den uns ein alter Kletterer gezeigt hat. Es war nicht so einfach, die dicken, steifen Schlaufen zusammen zu ziehen, doch dann endlich ging es los. Sechs Karabiner (in Kletterkreisen Blechkarabiner) und zwei dünne Hanfshlingen waren unsere Ausrüstung. Der erste Haken weit oben, doch ich schaffte es. Ein Karabiner schnappte in den alten verrosteten Haken (Eigenbau) ein. Dann wurde es schwer, so dass ich in Folge meine ersten drei Stürze hinter mich brachte - geschafft. Glücklicherweise legten wir das alte Hanfseil zusammen, nun gehörten wir dazu. Zuhause entdeckte meine Mutter die 10 cm breiten, blutunterlaufenen, dunkelroten Striemen am Rücken und an der Brust, es gab eine kräftige Watsch'n, doch woher es kam haben wir nicht gesagt.

Dann begann sie, die schöne aber auch wilde Zeit. Wir schmiedeten Ringhaken, bauten Trittleitern (Fiffi) und irgendwann hatten wir auch 20 Karabiner.

Die Wände wurden schwerer und höher (Römerwand bei Weltenburg/Donaudurchbruch), man erzählte wilde Dinge, vom Abseilen im Dülfersitz in die Donau zum Einstieg und von Autoschläuchen die wir mitnehmen sollten, falls wir in die Donau abstürzten! Kaiser, Wetterstein, Dolomiten – wir hatten alles auf dem Programm.

Fleischbank-Verschneidung, Nick mein erster Seilpartner stieg die 5. Seillänge vor. Die neuen Kletterpatschen aus braunem Leder waren die Attraktion – die schweren Schuhe lagen gut versteckt am Einstieg hinter einem Felsblock. Es war schwer, doch Nick war ein super Mann. Stand, er holte sich mit der rechten Hand einen Karabiner von der Schlinge – der Griff bricht aus und er kam herunter. Zack,,,,,Zack,,,,,Ruhe, er hing unweit von mir. Die Luft roch nach verbrannter Haut, meine Hände waren tief ins Fleisch hinein verbrannt. Die beiden aufgebogenen Blechkarabiner hingen lustig in den Zwischenhaken oben in der Wand. Die Schulthersicherung hat sich wieder einmal bewährt!!! Nach einem filmreifen Rückzug versorgen wir unsere Wunden an Brust, Händen usw. – doch wir waren am Leben.

Dann begannen sie, die Diskussionen über die verschiedenen Sicherungsarten – unser Freund Sticht aus Erlangen stellte seine Neuerung vor. Überzeugende Vorführungen der dynamischen und statischen Eigenschaften war der erste Schritt zum Bremswunder „Stichtbremse“. Die anderen, wie Kreuzsicherung, Karabinersicherung usw. hatten keinen so großen, durchschlagenden Erfolg, sodass alle mit einer „Stichtplatte“ herumliefen.

Parallel dazu wurden die Seile besser. Claus Penk (Fa. Edelrid) leistete enorme Forschungsarbeit, sodass es kaum mehr zu Seilrissen kam. Die angebotenen Seillängen stiegen von 40 m auf 45 und 50 m. Die Halbseile wurden geboren - alles wurde besser.

Die Franzosen brachten den Alu-Karabiner (Allain) auf den Markt und Stahlhaken aller Variationen wurden angeboten. Im Kaukasus hatte ich die ersten ‚Titan‘-Haken und Eisschrauben in der Hand - die Russen zweigten das Material vom Flugzeugbau ab.

Zusammengefasst wurde die Schlosserei immer leichter und besser, aufgebogene Karabiner gab es bald nicht mehr.

Der DAV gründete einen Sicherheitskreis um Pit Schubert und Manni Sturm – diese Extremkletterer schafften wertvolle Normungen.

An den Füßen hatten wir plötzlich ‚Leichtbergschuhe‘, mit welchen wir selbst auf kleinsten Tritten guten Stand hatten - nur mit der Reibung war das so eine Sache!

Es ging nun Schlag auf Schlag, neue Steinschlaghelme wurden gebaut und endlich kam der erste „Brustgurt“ mit vier Seillagen (Edelrid) auf den Markt. Die Zeit des direkten Anseilens am Seil war vorbei. Der sechslagige Brustgurt wurde ergänzt durch den ersten Sitzgurt in Kombination mit dem Brustgurt. Der Fangstoß ging so logischerweise in den Beckenbereich. Verstellbare Brust- und Sitzgurte deckten alle Anforderungen der Alpinisten ab, kurze Zeit später ersetzte man die Seilkonstruktionen durch Flachbandkonstruktionen.

Jetzt fielen sie, die großen Wände im Fels und Eis in allen Schwierigkeitsgraden im In- und Ausland. Die Diretissimas wurden nur kurzzeitig Erfolge und Touren wie Brandler-Hasse an der Rotwand verloren bald ihren Reiz – freie, genussreiche Touren waren im Trend.

Ich machte Stand an einer riesigen Granitplatte am Montblanc-Massiv. 800 m Luft unter mir, ein einziger windiger Fichtelhaken steckte in einem stumpfen Riss, sonst gab es keine Möglichkeit. 10 % nimmt die Körpersicherung auf, der Rest geht bei einem Sturz sofort in den Standplatz, so haben wir es geübt, so wird es auch sein. Ein Franzose gesellt sich zu mir, grüßt freundlich und hängt seinen Karabiner in den windigen Haken. Dann macht er zwei Schlaufen ins Seil und hängt sie in den Karabiner – lächelnd holt er so seinen Kameraden nach – der Fichtelhaken wackelt bei jeder Nachholaktion – ich hatte, glaube ich, noch nie so viel Angst an einem Standplatz.

Ein Jahr später, die neue Sicherungsart, welche auf Umwegen zwei Jahrzehnte benötigte, um bei uns anzukommen, „der Halbmast“ war da. Nun konnte jeder jeden sichern, ob dünn oder dick, ob schwer oder leicht, ob Frau oder Mann, ob jung oder alt. Es wurde die Zukunft der Kletterentwicklung. Die Standplätze erhielten Bohrhaken und später auch gefährliche Stellen in den bestehenden Touren. Der Widerstand dagegen dauerte nur kurze Zeit an.

Meine persönliche alpine Entwicklung wurde von all diesen Neuheiten geformt, wir legten ständig alte Sachen weg und versuchten das Neue.

Bolivien – Bayreuther Anden-Expedition, ich stehe am Stand in einer Erstbesteigung der NW-Wand der „Cuernos de Diablo (Teufelshörner). Meine Gedanken gehen 20 Jahre zurück: Erstbegehung - Grundübelhorn, direkte Südverschneidung 1967 - der Riss ist abweisend und nass. Verzweifelt versuche ich einen Haken unterzubringen, doch überall nur stumpfe Risse. Ich gehe an die Sturzgrenze – 30 m Luft unter mir bis zum nächsten Haken – die Hände bluten – der Stand ist schlecht – Michi mein Partner kommt nach.....

Bolivien 1987 – Friend Nr. 3..., Schnapp, er sitzt korrekt im Riss und luftig geht es weiter, ein ausgewogenes Spiel zwischen freiem Klettern und Sicherungstechnik. Ähnliche Schwierigkeitsgrade, ähnliche Verhältnisse und doch nicht das gleiche. Gerhard klettert in einer senkrechten Rissreihe, traumhafter Fels, Schwierigkeit VI. Ein guter Stand sorgt für optimale Sicherheit. Keile werden gelegt, ein Überhang frei erklettert – ein Freudenschrei lässt den vollen Genuss der Tour erkennen. Der „Diablo“ gehört uns.

Wenn ich zurück denke, muss ich gestehen, dass ein Großteil meiner schweren Touren oftmals ein Spiel mit hohem Risiko war. Die Problematik des Zwischenhakens hatte auch ihre Gesetze, wobei natürlich zu alten Zeiten der Entwicklung die Spitzenkletterer wie Steger, Dülfer, Leixl, Buhl,

Messner, Detassi, Solleder, Vinatzer, Cassin, um nur einige wenige zu nennen, die Maßstäbe setzten.

Kunststoffkeile ersetzten Knotenschlingen und Holzkeile aller Art, überdimensionale Alu-Profilkeile (Bong) lösten die Kunststoffkeile ab, da diese beim extremen Sturzfaktor dahinschmolzen. Dann die ersten Alu-Stopper, für alle Rissformen. Der „Bong“, rein ging er gut, doch nach einer Belastung selten wieder heraus, also ließ man immer wieder mal einen in der Wand.

Wir legten so manche Neuentwicklung wieder weg und gingen wie gewohnt in die Berge. Ein Bund Haken blieb lange die Standardausrüstung.

Zu Haus kletterten wir einen wunderschönen „Klassiker“! Dabei sahen wir zum ersten Mal so eine „Klemmmaschine“ aus dünnen Stahlseilen und einer feinen Technik.

Die Zeit der Sportkletterentwicklung hat begonnen. Kurt Albert brachte das Rotpunktklettern (den Haken nicht mehr zur Fortbewegung benutzen) in Mode – der Edelstahlhaken von unserem unermüdlichen Freund Oskar Bühler machte Karriere und wurde 1000fach mit Hand (Kronenbohrer) einbetoniert. Die Akkubohrmaschine folgte und dann schnellten dank aller Entwicklungserfolge die Schwierigkeitsgrade bis heute auf XI hinauf.

Da sind natürlich die Füße nicht zu vergessen. Der Leichtbergschuh wurde relativ schnell vom modernen, engen Reibungskletterschuh abgelöst, so kam eigentlich der Kletterpatschen in verbesserter Form wieder auf den Markt. Nur Hühneraugen darf man nicht haben!

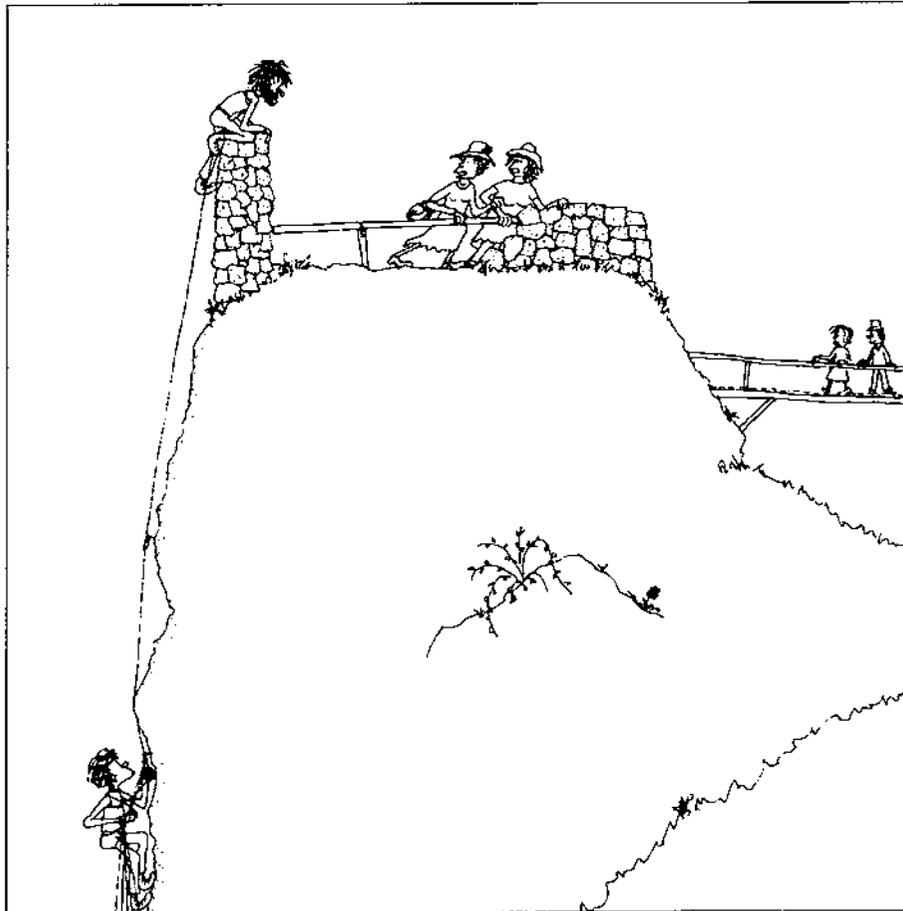
Ich sitz auf einem Baumstumpf und beobachte die jungen Kletterer wie sie an mir bekannte Stellen die Klemmkeile in allen Variationen einsetzen und so die gefährlichen Stellen entschärfen, sicherer machen. Am Sturzstand und beim Klettern setzen wir nun mit Erfolg die neue Generation ein. Es war leichter als alles andere, besser als alles dagewesene. Wir Alten mussten zugeben, dass die Jungen auch uns was gelernt haben, ohne es uns aufzudrängen. Sie zeigten uns, dass heute alles anders, vielleicht auch wesentlich besser ist.

Ich blättere in meinem Pause Buch „Im extremen Fels“. Ist sie vorbei, die Zeit der alten Touren - oder kommt sie etwas anders wieder? Die Wände werden sicher noch stehen, auch wenn die alten Haken langsam dahinrosten, doch als Wegweiser sind sie immer noch gut genug!

Im letzten Jahr fragte ein Freund den Hüttenwirt der Falkenhütte, was denn so los sei in der Lalidererwand. Eigentlich „nichts mehr“. Noch vor zehn Jahren waren in jeder Tour ein bis zwei Seilschaften unterwegs. Heute sitzen die Biker um 9 Uhr in der Früh beim Kaffee vor der Hütt'n - es gibt nicht mehr die Stimme des Hüttenwirts um 4 Uhr früh „Nordwandleut aufstehn“.

Es wird ruhig in vielen alten Klassikern und weniger ruhig in den sonnigen, kompakten Wänden. Heute, nach vier Jahrzehnten sitz ich ab und zu unter einer Sportkletterwand - Schwierigkeit bis XI. Ich bewundere die da oben, wie sie völlig unbedenklich Stürze bauen - nackte Oberkörper, super Gestalten, geiles Klettern.

Sie müssen die drei Jahrzehnte der Entwicklung nicht nachholen, die Entwicklungen erfahren nur noch geringe Verbesserungen und so können alle Berge und Wände dieser Erde erschlossen werden. Die Buhls und Messners hatten ihre Zeit, jetzt sind die Hubers am Werkeln - eben alles zu seiner Zeit.



ASMer unterwegs in der Welt

von Hans Huber

Im folgenden versucht der Autor ohne Anspruch auf Vollständigkeit, Unternehmungen einzelner ASMer in den Gebirgen, Wüsten und Meeren der Welt darzustellen. Es wird von Zielen die Rede sein, die hauptsächlich durch eigenständige Reiseplanung und nicht durch die Zuhilfenahme von professionellen Bergsteiger- und Trekkingunternehmen erreicht wurden und nicht in den Alpen liegen. Um Wiederholungen zu vermeiden, fehlen in dieser Darstellung die Unternehmungen der ASMer, die in den nachfolgenden Berichten über ASM-Kundfahrten und -Expeditionen beschrieben sind.

1. Wohl der erste ASMer, der sich in den Himalaja wagte, war **Alfred Drexel**, Mitglied der von Willy Merkl geleiteten Deutschen Himalaja Expedition 1934 zum 8125 m hohen Nanga Parbat, zum sog. „Schicksalsberg der Deutschen“. Alfred Drexel verstarb auf dieser Expedition am 7. Juni 1934 infolge eines Lungenödems auf einer Höhe von 5100 m. Erst 1953 wurde der Nanga Parbat von Herrmann Buhl erstmals bestiegen.
2. 1960 nahm **Wolfgang Deubzer** als Expeditionsarzt zusammen mit drei Amerikanern und vier Deutschen an der von dem Armeemajor William D. Hacket geleiteten Karakorum-Himalaja Expedition K 2 teil. Wegen ungünstiger Wetterverhältnissen erreichte keiner der Teilnehmer den 8611 m hohen Gipfel. Die Expedition musste auf der sog Abruzzen-Rippe in 7200 m Höhe umkehren. Der K 2 wurde erstmals 1954 von den zwei Italienern Achille Compagnoni und Lino Lacedelli bestiegen.
3. **Peter Mirwald**, 1967 Teilnehmer der ASM-Kundfahrt in die Anden (s. eigener Bericht), war 1964 mit einer Traunsteiner Gruppe unterwegs im afghanischen Wakhan-Zipfel. Während die Gruppe einen 7000er und drei 6000er bestieg, durchzog der Geologe Peter mit einem Botaniker den gesamten Wakhan-Zipfel (250 km Luftlinie). Sie gingen dabei ihrer jeweiligen Wissenschaft nach und bestiegen auch zwei 5000er.
4. 1969 nahmen **Bernd Schreckenbach** und **Klaus Süßmilch** an der Münchner-Kordilleren-Fahrt 1969 teil. Die Gruppe reiste mit dem Schiff über den Atlantik. Sie setzte ihre abenteuerliche Reise fort mit Motorrädern, Linienbussen, Lkws, Flussfrachtschiffen, dem Einbaum, einem Charterflugzeug und auf Pferden. Den Teilnehmern gelangen in der bolivianischen Apolobamba die Überschreitung vom Chaupi Orco (6044 m) zum Chaupi Orco Norte (6000 m) über fast alle Zwischengipfel und in der peruanischen Cordillera Blanca die Besteigung dreier 6000er und zweier 5000er.

5. 1973 waren **Bernd Schreckenbach** und **Klaus Süßmilch** wieder aktiv als Teilnehmer der Deutschen Himalaja Expedition 1973 zum 7715 m hohen Dhaulagiri III. Klaus gelang mit weiteren Teilnehmern die Besteigung des Gipfels.
6. Aus dem ungewöhnlich reichhaltigen Bergsteigerleben von **Bernd Schreckenbach** seien noch folgende Besteigungen erwähnt: 1974 mit der Deutschen Neu-Guinea-Expedition der zu den „7 summits“ zählenden Carstenz-Pyramide (4900 m) über die Nordwand und den Westgrat und weiterer zum Teil schwieriger Klettergipfel, 1977 des Kun (7085 m) im Himalaja, 1982 des Pik Lenin (7134 m) im Pamir, 1992 des Mustagh Ata (7546 m) im Pamir mit Ski, in den 80er und 90er Jahren mehrere Male des Aconcagua (6959 m) und des Ojos del Salado (6893 m) in den Anden sowie in Kenia/Tansania des Kilimandscharo (5896 m). 1981 nahm er an der Deutschen Himalaja Expedition zum 8163 m hohen Manaslu teil. Dies war eine der ersten kommerziellen 8000er Expeditionen.
7. 1978 war auch **Sepp Nöhreiter** auf dem 7085 m hohen Kun.
8. **Peter Brill** war neben seinem Sohn Richard Brill wohl einer der aktivsten Höhenbergsteiger der ASM. Er stand auf den Gipfeln von 4 Achttausendern, nämlich 1986 auf dem Broad Peak (8046 m) im Karakorum, 1990 auf dem Gasherbrum II (8035 m), ebenfalls im Karakorum, 1995 auf dem Cho Oyu (8201 m) und 1997 auf der Shisha Pangma (8013 m), die beiden letzteren im Himalaja. Daneben bestieg er noch eine Vielzahl weiterer Gipfel, von denen nur die folgenden herausgegriffen werden können: 1969 den Kilimandscharo (5895 m) und den Mt. Kenia (Nelion 5188 m und Batian 5199 m), 1971 den Elbrus (5895 m) im Kaukasus mit **Rolf Jaenicke**, 1973 den Popocatepetl (5465 m), den Ixtacihuatl (5200 m) und den Pico Orizaba (5760 m) in Mexiko, 1974 den Illimani (6462 m) und den Yanapacha (5400 m) in Bolivien mit



Am Pico Orizaba

Sepp Brötz und **Rolf Jaenicke**, 1975/76 den Kilimandscharo (5895 m) und die Umwanderung des Mt. Kenia, zusammen mit seiner Frau **Doris Brill** und dem Ehepaar **Allan und Gisela Watson**, 1985 den Pik Kommunismus (7495 m) und den Pik Korshenevskaya (7105 m) im Pamir mit **Axel Mattschas** und **Franz Piffel** (siehe eigener Bericht), 1989 den Mt. McKinley (6194 m) in Alaska als Skiüberschreitung mit **Bernhard Scherzer**, 1992 den Mustagh Ata (7546 m) im Pamir mit Ski, 2000 den Pik Lenin (7134 m) im Pamir mit seinem Sohn **Richard Brill**, 2004 die Gurla Mandata (7694 m) in Tibet (erreichte Höhe: 7510 m) und 2005 den Huascarán (Nordgipfel, 6664 m) und den Quito-raju (6040 m) in Peru.

9. 1979 waren **Rudi Bülter**, **Sepp Nöhreiter** und **Klaus Süßmilch** in Südamerika aktiv. Sie bestiegen in der bolivianischen Cordillera Real den Illimani (6442 m), den Huayna Potosi (6080 m), den Kondoriri (5330 m) und den Kleinen Alpamayo (5430 m).
10. Sehr unternehmungslustig im schweren Fels und Eis, in den Alpen und in außeralpinen Gebirgen sowie mit dem Gleitschirm war **Rudi Bülter**. Von seinen vielen Touren werden nur die folgenden erwähnt: 1974 folgten er und **Günther Bram** einer Einladung der Russen im Rahmen des 1. Alpinen Austausches DAV/UdSSR in den Kaukasus und bestiegen den Uschba-Nordgipfel (4.696 m), den Elbrus-Westgipfel (5633 m), den Dongus (4452 m) über den Dongus-Orun-Nordostgrat (Gesamtüberschreitung des Dongus) sowie den Nakra Tau (4277 m) über den Südwestgrat. 1986 schaffte er in den Anden an der argentinisch-chilenischen Grenze die Begehung des San Francisco-Südpfeilers (Eis/Felstour) am 6110 m hohen Marmolejo (=südlichster 6000er der Erde), des Sierra Velluda (3570 m) und des Aconcaguas (6959 m) über die sog. Polen-Führe (sehr lange Eistour). 1987 nahm er an der Expedition Alemana-Bolivia der DAV-Sektion Bayreuth teil und konnte in der Cordillera Real acht Erstbegehungen bzw. -besteigungen durchführen; er stand auch auf dem 6368 m hohen Illampu. 1993 bestieg er in Alaska den Mt. McKinley (6194 m) über die West Buttres.



Am Mt. McKinley

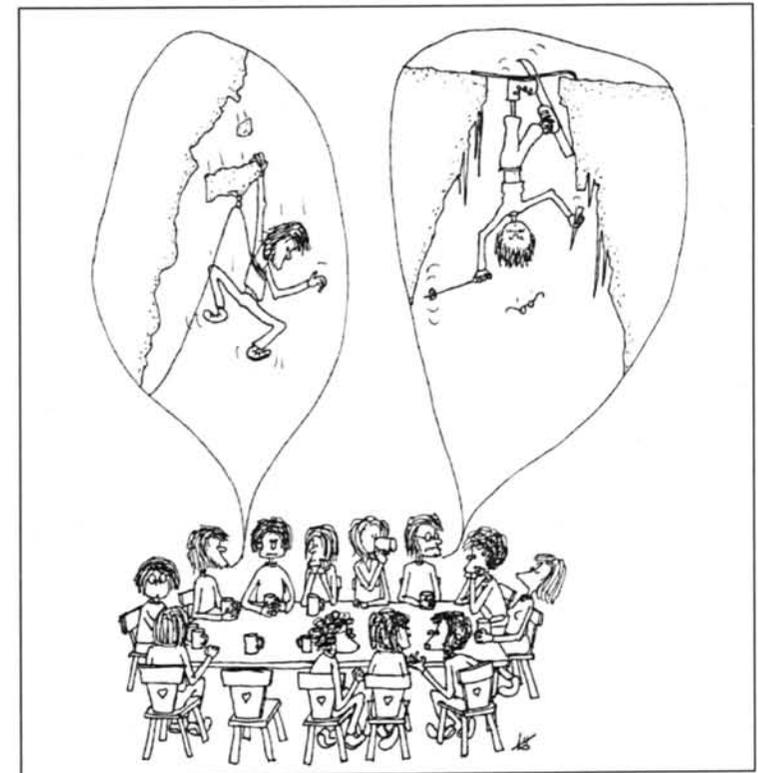
11. Von **Axel Mattschas'** vielen Unternehmungen in den Bergen, Wüsten und auch Meeren der Welt werden die folgenden herausgegriffen: 1979 erreichte er in den peruanischen Anden den Nevado Pisco (5760 m), den Huandoy Norte (6395 m) bis 6250 m, wobei er das Eiscouloir zwischen dem Nord- und Ostgipfel durchstieg, sowie den Alpamayo (5947 m) über dessen Nordgrat. 1980 durchstieg er das sog. "ice window couloir" des Mt. Kenia (5199 m) in Kenia. 1982/83 gelang ihm mit dem Fahrrad eine Durchquerung der Sahara von Algier nach Tamanrasset. 1985 war er im Pamir auf dem Pik Kommunismus bis 7250 m und dem Pik Korshenevskaya (siehe eigener Bericht). 1986 war er am Broad Peak bis auf 7700 m. 1989 war er in Alaska am Mt. McKinley (6194 m). 1992 bestieg er im Pamir den Mustagh Ata (7546 m) mit Ski. 1993/94 durchquerte er in Argentinien drei Wochen lang das Inlandeisgebiet Hielo Continental mit Ski und in den Jahren 1995, 1998, 2000 und 2006, ebenfalls jeweils mit Ski und mehrere Wochen lang, einsame Gebiete in Norwegen und Spitzbergen. 1996/97 umfuhr er mit dem Kajak das Kap Horn.



Mit dem Fahrrad durch die Sahara

12. **Rolf Jaenicke** bestieg außer den oben genannten Gipfeln noch 1971 den Kilimandscharo (5896 m) über die Umbwe Route sowie den Mt. Kenia (Pt. Batian, 5199 m), 1973 den Luza Peak (5593 m) im Solo Khumbu (Nepal), 1973 den Mardi Himal (5435 m) in der Annapurna-Gruppe des Himalaja und 1976 den Yala Peak (5500 m) im Langtang Himal in Nepal.
13. **Martl Jung** wurde nicht nur als Barfußbergsteiger bekannt, sondern auch durch zahlreiche Fahrten mit dem Fahrrad in der und durch die Sahara.
14. **Florian Köfferlein** war 1989 und 1992 am El-Capitan im Yosemite und durchstieg die Salathe-Route, Aquarian Wall und die Muir-Route. 1993 war er Teilnehmer einer Expedition zum sehr schwierigen Ogre im Karakorum, die nach dem Tod eines Teilnehmers abgebrochen wurde.

15. Besonders erwähnenswert sind noch die folgenden Besteigungen: des Huascarán (6768 m) in der peruanischen Cordillera Blanca durch **Georg (Biddi) Mezger** und **Bernhard Scherzer** im Jahre 1974, des Quitaraju (6040 m) in den peruanischen Anden durch **Traudl Lyssy** 1976, des Huayna Potosi (6080 m) in den bolivianischen Anden durch **Peter Lyssy** 1979, des Coropuna (6425 m) und die Umrundung der Huayhash in den peruanischen Anden durch **Steffi Huber** 1999, des Parinacota (6342 m) in Nordchile durch **Kathrin Jaenicke** 2004, des Huayna Potosi (6080 m), des El Misti (5822 m) in den peruanischen und des Licancabur (5920 m) in den bolivianischen Anden durch **Amelie Huber** 2007, des Island Peak (6189 m) im Himalaja durch **Andrea Schöpl** im Jahre 2008.
16. Der Autor vermutet, dass einzelne ASMLer weitere bemerkenswerte Ziele in den Bergen der Welt erreicht haben. Leider sind sie ihm nicht bekannt. Ohne die jeweiligen Leistungen zu schmälern, sollten hier, wie anfangs schon erwähnt, auch nicht die von Trekkingunternehmen, wie etwa vom Summit Club oder von Hauser, geführten Bergfahrten erwähnt werden.



Kundfahrten und Expeditionen der ASM

von Peter Brill, Hans Huber und Bernhard Scherzer

Korsika-Kundfahrt 1954

Nach dem 2. Weltkrieg dauerte es naturgemäß einige Jahre, ehe sich das Leben in der ASM wieder regte. Aber 1951 kam wieder eine Jungmannschaft zustande, die neue Aktivitäten entwickelte und aus der heraus sechs Mitglieder (Gerhard Henner, Axel von Hillebrandt, Otto Mayr, Sepp Seligmann, Rudi Strobel als Leiter und Hans Werner) 1954 zu einer Kundfahrt in die Berge Korsikas aufbrachen.

Heute, über ein halbes Jahrhundert später, kommt uns die Idee einer „Kundfahrt“ auf die vom Tourismus bis in den letzten Winkel überspülten Insel vielleicht etwas seltsam vor. Aber damals gab es dort noch so etwas wie unerschlossene Gebiete. Eines davon, den Kessel von Tondo im Westen der großen Massive von Paglia Orba und Monte Cinto, hatten sich die ASMler als Ziel ausgesucht. Die Finanzierung der Kundfahrt, für die sechs Studenten ein erhebliches Problem, wurde durch eine finanzielle Unterstützung durch den Hauptausschuss des DAV und großzügige Stiftungen aus der ASM möglich. In den damals noch selten besuchten Bergen gelangen der Gruppe eine Reihe von Erstbegehungen unter teilweise recht abenteuerlichen Bedingungen, die sie in den Mitteilungen der ASM von 1954 und im Jahrbuch des DAV 1955 sehr anschaulich beschrieben haben.

B. S.

Vorbemerkung zu den zwei Kundfahrten in den sechziger Jahren

Die beiden Auslandsbergfahrten der ASM in den sechziger Jahren, nämlich die Münchner Hindukusch-Kundfahrt 1963 und die Münchner Anden-Kundfahrt 1967, gehören wahrlich zu den großen Ereignissen im Leben unserer Sektion.

Bei diesen Unternehmungen ging es nicht in erster Linie um Erstbesteigungen in entlegenen Weltgebirgen, um Extremleistungen des Höhenbergsteigens, um Gipfel von 7000 m oder gar 8000 m oder um schwierige Wände und Grate. Hier taten sich Wissenschaftler und Bergsteiger zusammen, um damals noch weitgehend unbekannte Berggebiete im afghanischen Hindukusch und in den peruanischen Anden zu erkunden. Der DAV hat

damals solche gemischt bergsteigerisch-wissenschaftlichen Unternehmungen besonders gefördert.

Heutzutage schwärmen zehntausende Alpinisten und Bergwanderer in alle Ecken der Erde aus, um ihrem Berghobby zu frönen. Sie werden dabei geführt oder zumindest unterstützt von den verschiedensten Reiseveranstaltern und Agenturen, die im Inland und vor Ort die gesamte Logistik übernehmen und die Zeitdauer einer solchen Reise erheblich verkürzen. Auch Unerfahrene mit gehobener Kondition erreichen so in ihren Urlaubswochen hohe und anspruchsvolle Gipfel und Regionen der Weltberge. Das war in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts noch ganz anders. Nur relativ wenige Gruppen, gefördert vom DAV und ihren jeweiligen Sektionen, wagten sich in den Himalaja, den Hindukusch oder in die Anden. Das richtige Expeditionsgebiet auszuwählen war dabei das große Problem. Es gab im günstigsten Fall Berichte früherer Expeditionen und selten genaues Kartenmaterial. Die Teilnehmer der beiden ASM-Kundfahrten mussten sich vor Ort in Kabul und Lima bei Geographischen Instituten, Universitäten und Militärbehörden Karten und Luftbildaufnahmen ihrer Zielgebiete besorgen, was jeweils ein bis zwei Wochen in Anspruch nahm.

Auch die Anreise bis ins Basislager planten die ASM-Kundfahrer selbst. Sie erforderte jeweils mehrere Wochen, bei der Fahrt in den Hindukusch auf dem Landweg fünf bis sechs Wochen. Die ganze Bergsteigerausrüstung, die Medikamente und den Proviant (bis auf Grundnahrungsmittel, wie Mehl und Reis, die sie in den Basaren kauften), brachten sie von zu Hause mit. Jede der beiden Kundfahrten erforderte eine Vorbereitungszeit von vielen Monaten, für Afghanistan von mehr als einem Jahr, und natürlich viel Geld. Es war damals noch möglich, einen großen Teil der Kosten durch Zuschüsse und Spenden zu decken, vor allem durch Zuschüsse des DAV, der ASM, einige ihrer Mitglieder und von Firmen. An letztere wurden massenweise Bettelbriefe versandt. Diese Spendenbereitschaft wurde begünstigt dadurch, dass die beiden Kundfahrten auch wissenschaftliche Ziele (Geologie, Geographie, Geodäsie und Gletschervermessung) verfolgten. Dafür machten die Firmen damals noch leichter Geld locker. Ganz wichtig war, dass die Stadt München unter ihrem damaligen Oberbürgermeister Dr. Hans-Jochen Vogel die Schirmherrschaft über beide Kundfahrten übernahm, die natürlich den Namen der Stadt trugen. Vor der jeweiligen Abreise und nach der Rückkehr gewährte der Oberbürgermeister den Teilnehmern Audienzen.

Ein Glücksfall war, dass sich die Teilnehmer genügend Zeit nehmen konnten, für den Hindukusch vier Monate und für die Anden deren drei. Die Teilnehmer bestanden aus angehenden Professoren, aus einem Referendar und aus Ingenieuren, denen es gelang, bei ihren jeweiligen Arbeitsstellen Sonderurlaub zu bekommen. Genügend Zeit war für diese Fahrten ins Unbekannte und ins Abenteuer eine Garantie für den Erfolg.

H. H.

Hindukusch-Kundfahrt 1963

Heutzutage wäre eine Fahrt in den Hindukusch, in das Gefahrengelände und den Kriegsschauplatz Nr.1 der Erde, wohl ein Himmelfahrtskommando. Dies gilt vor allem für Afghanistan selbst, aber auch für den Landweg dorthin, über den Bosphorus, die Türkei und Persien nach Kabul, den wir mit unserer gesamten Ausrüstung in drei gebrauchten VW-Transportern in 27 Tagen zurücklegten. Die Teilnehmer waren Jochen Edrich, Erwin Grötzbach, Axel von Hillebrandt, Hans Huber, Rainer Köfferlein und Ekke Rübel. Die komplizierte Prozedur, die Genehmigung für das Zielgebiet zu bekommen, hielt uns fast zwei Wochen in Kabul fest. Das gab uns aber auch die Möglichkeit, das mittelalterlich anmutende orientalische Leben in der Hauptstadt Afghanistans zu erleben. In Kabul stieß auch unser afghanischer Begleiter, der Arzt und Dolmetscher Dr. Baschir Samii, zur Gruppe.

Nur mit einem der VW-Transporter und einem LKW ging die Fahrt Richtung Norden weiter, auf staubigen Schotterstraßen, den noch verschneiten, 3880 m hohen Salang-Pass weiträumig umfahrend, vorbei an Kundus, wo sich heutzutage die Isaf-Truppen der Bundeswehr verschanzt halten, bis nach Warsaj im Farkhar-Tal, den Endpunkt der Fahrstraße. Von dort marschierten wir noch mehrere Tage mit 20 Treibern, zwölf Eseln und drei Pferden hinauf zum Basislager I auf 4100 m im oberen Piw-Tal des Kwaja-Muhammad-Gebirges.

Auf dieser langen Reise lernten wir die Afghanen oder besser die verschiedenen Stämme dieses Vielvölkerstaates als zwar einfache, aber äußerst gastfreundschaftliche Leute kennen. Auch untereinander schienen sie friedlich auszukommen. Wenn sich heutzutage Schiiten und Sunniten, die Taliban und die gemäßigten Bewohner sowie die verschiedenen ethnischen Gruppen untereinander bekriegen und aus Fanatismus gegenseitig umbringen, können wir das aus damaliger Sicht nicht verstehen. Nur einmal verspürten wir Spannungen zwischen diesen beiden religiösen Gruppen: Die sunnitischen Treiber aus Warsaj sollten unser Gepäck über das Almgebirge des schiitischen Dorfes Piw hinauf zum Basislager I in der Gletscherregion bringen. Die Bewohner von Piw hingegen wollten sich dieses Geschäft nicht entgehen lassen und forderten die Warsajer auf, sich aus dem Staub zu machen. Schließlich ließen wir durch unseren Dolmetscher Dr. Samii ein Machtwort sprechen und entschieden, dass die Warsajer den Transport bis zum Basislager und die Leute von Piw nach Abbruch des Basislagers den Rücktransport übernehmen könnten. Die gleiche Vorgehensweise wiederholten wir dann auf unserem Vorstoß ins Basislager II auf 3950 m im Imun-Tal.

Als besonderen Freund lernten wir den Khan bzw. Bürgermeister von Piw kennen. Hochgewachsen, mit gepflegtem grauem Bart, blauem Turban, wallendem Tschapan und seinem geschmeidigen Gang strahlte der vielleicht 55-Jährige eine natürliche patriarchalische Würde und Autorität aus,



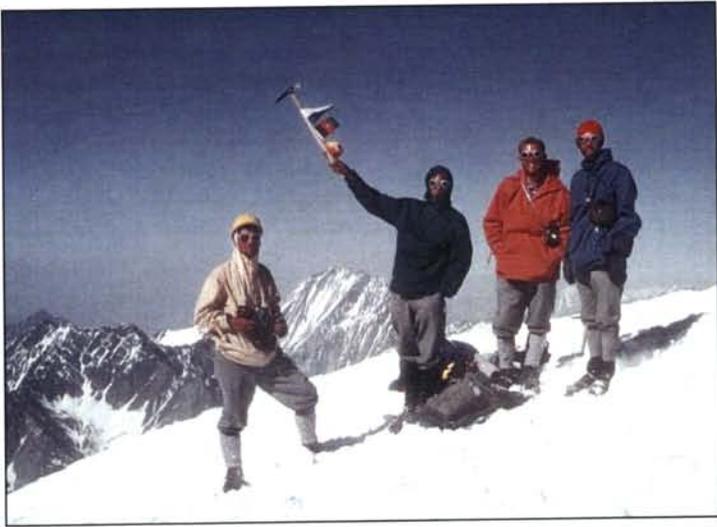
Der Khan von Piw

wie man sie auch im Orient nur selten antrifft. Als einziger im Dorf konnte er lesen und schreiben. Er war damit nicht nur der politische, sondern auch der geistliche Führer seiner Gemeinde. Als wir mit unserer Karawane zum ersten Mal in das 3.050 m hohe Piw kamen, empfing er uns vor den zusammen gelaufenen Dorfbewohnern herzlich als seine Gäste. Wir waren in Piw angeblich die ersten Europäer. Er hieß uns, im Hof seines Gästehauses unsere Zelte aufzuschlagen und sorgte aufs Beste für unser Wohl, während die Männer von Piw von den umliegenden Dächern herab bis tief in die Nacht hinein unser Lagerleben verfolgten.

Für unsere Sicherheit im Gebirge war es ganz entscheidend, dass wir uns mit den Gebirgsbewohnern gut stellten und uns auch mit ihnen über

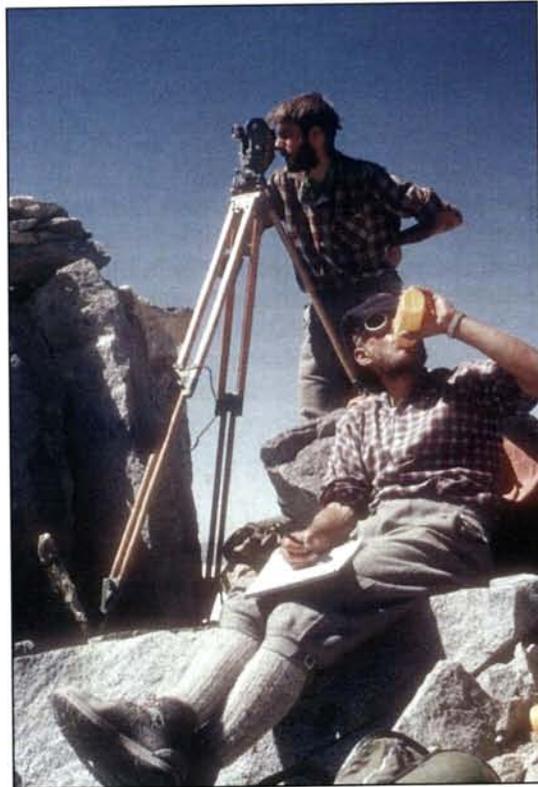
unseren afghanischen Arzt und Dolmetscher Dr. Samii gut verständigen konnten. Dr. Samii konnte mit Hilfe der von uns mitgebrachten Medikamente ein wenig zur ärztlichen Betreuung der ansonsten medizinisch völlig unversorgten Gebirgsbewohner beitragen. Zwei Jahre später wurden im gleichen Gebiet zwei Teilnehmer einer Münchner Bergsteigergruppe Opfer eines Raubmordes. Täter waren die Treiber, die sie unterwegs angeheuert hatten. Diese Gruppe hatte keinen Dolmetscher mit dabei.

Während der fast zwei Monate im damals noch weitgehend unbekanntem Kwaja-Muhammad-Gebirge bestiegen die sechs Teilnehmer insgesamt 42 Gipfel zwischen 4100 m und 5841 m. Die höchsten waren der Koh-i-Koran mit 5841 m und der 5796 m hohe Koh-i-Piw. Der Großteil der Gipfel hatte keine Namen; die Gebirgsbewohner nannten alle höheren Berge mit Gletschern „Zuckerwasser“. Wir gaben ihnen allen Namen, so auch dem 5620 m hohen Kola-i-München (=Münchner Spitze). Ob dieser Berg wohl auch heute noch so heißt? Wir maßen mit unseren Höhenmessern und Ekke Rübel viel genauer mit seinem Theodoliten die Höhen. Ekke, Axel und Erwin fertigten mit den so gesammelten Daten eine Gebietskarte an. Wir gehen davon aus, dass wir die Gipfel alle erstbestiegen, denn die Einheimischen hatten an schwierigen Bergbesteigungen kein Interesse.



Am Gipfel des
Koh-i-Piw

Vermessungsarbeit
im Hindukusch



Unsere drei Wissenschaftler, nämlich Axel von Hillebrandt als Geologe, Erwin Grötzbach als Geograph und Ekke Rübel als Geodät bzw. Vermesser, veröffentlichten ihre Arbeiten und Ergebnisse u. a. in unserem reich bebilderten und mit Karten und Skizzen versehenen Kundfahrts-Bericht der ASM. Dieser war vor allem für die Öffentlichkeit bestimmt.

H. H.

Anden-Kundfahrt 1967

Mit dem durch die Hindukusch-Kundfahrt ausgelösten Elan organisierten einige ASMLer vier Jahre später wiederum eine gemischt bergsteigerische und wissenschaftliche Kundfahrt in die peruanischen Anden, nämlich die Münchner Anden-Kundfahrt 1967. Vier ihrer Teilnehmer waren schon im Hindukusch mit dabei. Das waren Jochen Edrich, Axel von Hillebrandt, Hans Huber und Ekke Rübel. Die drei weiteren ASMLer Günter Bram, Christian Jahl und Peter Mirwald gesellten sich dazu. Nach fast zweijährigem Literaturstudium und Anfragen an Teilnehmer früherer Expeditionen fassten die Organisatoren zunächst die Cordillera de Chila, nördlich von Chivay in Südperu, ins Auge. Aber mangels ausreichenden Informationsmaterials entschieden sie sich schließlich für das Ausweichziel der Cordillera Central, in der Yarumario-Gruppe, östlich von Lima.

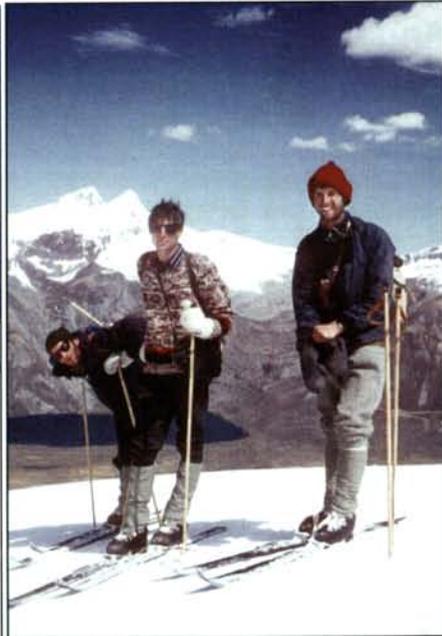
Im Unterschied zu Afghanistan war damals Peru unserer westlichen Zivilisation viel näher und auch verkehrsmäßig viel besser erschlossen. So konnten wir samt unserem Gepäck mit dem Zug von Lima bis hinauf nach Huancayo und dann mit einem gemieteten Omnibus sowie anschließend mit einem Lkw bis zu unserem Basislager am See Azul Cocha auf 4450 m fahren. Axel von Hillebrandt und Peter Mirwald setzten sich ihrer geologischen Wissenschaft wegen unterwegs ab und stießen erst zwei Wochen später zu unserem Basislager.

Unser Kundfahrtsgebiet, ein Teil der Cordillera Central, war von alten Inka-Pfaden, aber auch Schotterpisten aus neuerer Zeit, die zu kleinen Kupferminen führten, durchzogen. Einige dieser Minen lagen in der Gletscherregion auf fast 5000 m. Wir machten Bekanntschaft mit den Minenarbeitern. Einige sah man Kokablätter kauen. Sie kamen dabei in einen Trancezustand, der sie die Strapazen ihrer Arbeit und die Kälte in dieser Höhe besser ertragen ließ.

Die Cordillera Central war schon vor uns von der einen oder anderen Bergsteigergruppe besucht worden, ohne dass diese brauchbare Kartenskizzen hinterlassen hatten. Wir wussten, dass einige Gipfel schon erstiegen waren. Trotzdem gelangen uns noch etliche Erstbesteigungen. Insgesamt standen die Teilnehmer, jeweils aufgeteilt in Gruppen von zwei bis drei Mann, auf ca. 25 Gipfel mit Höhen von 5000 m bis 5650 m und durchstreiften bzw. umrundeten das Kundfahrtsgebiet in mehrtägigen Wanderungen. Es versteht sich von selbst, dass diese Unternehmungen nur mit Biwaks möglich waren. Einmal gelang uns sogar eine Skibefahrung, und zwar des 5350 m hohen Tatatunshu. Wir hatten alle Skier mit dabei in der Hoffnung, günstige Skifahrbedingungen vorzufinden; leider wurde die Hoffnung nicht erfüllt, sodass sich der Aufwand kaum gelohnt hat.



Die beiden Tuyujutus von Westen



Nach der Skibefahrung des
Tatatushu

Zweimal brach die Gruppe zu Gletschervermessungen auf. Am Anfang und am Ende hat Ekke Rübel den Pancote-Gletscher vermessen, um seine Fließgeschwindigkeit und seinen Rückgang bzw. sein eventuelles Anwachsen zu erkunden. Seine Ergebnisse, sowie auch die Arbeiten unserer beiden Geologen Axel von Hillebrandt und Peter Mirwald sind niedergelegt in einem ausführlichen Kundfahrts-Bericht der ASM mit vielen Photos, Skizzen, Grafiken und einer detaillierten Gebietskarte im Maßstab 1:60.000.

Einmal während unseres Aufenthalts im Gebirge waren wir Gäste einer zweitägigen Fiesta auf der Hazienda Cochas, die weiter unten im Tal lag. Diese gehörte einer US-amerikanischen Gesellschaft, die in den Bergen die Kupferminen und auf den umliegenden Weiden Landwirtschaft betrieb. Mit den Arbeitern feierten wir bei gegrillten Lammkeulen und Bier und bei Tanz bis tief in die Nacht.

Nach sechs Wochen brachen wir unser schönes Basislager am Azul Cocha ab, transportierten unsere Ausrüstung nach Lima und reisten noch einige Wochen mit leichtem Gepäck durch Peru und Bolivien. Dort bestiegen einige von uns noch den 6442 m hohen Illimani.

H. H.

Von den großen zu den kleinen Expeditionen

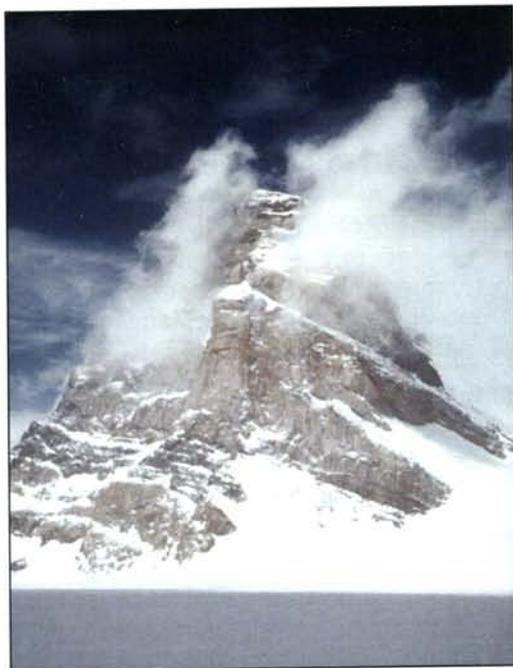
Die Kundfahrten und Expeditionen der ASM in den 50er und 60er Jahren nach Korsika, Afganistan und Südamerika gingen an einigen der jungen Mitglieder ungenutzt vorüber. Die junge Familie und die berufliche Entwicklung hatten eindeutig Priorität. Aber mit Beginn der 70er Jahre hatten sich die Möglichkeiten auch kürzerer Reisen zu den Bergen der Welt so entwickelt, dass viele Ziele auch ohne große Vorbereitungen in wenigen Wochen erreichbar wurden.

So ergab sich 1971 für drei ASMLer (Rolf Jaenike, Georg Mezger und Bernhard Scherzer), denen sich noch Edi Kastner aus Berchtesgaden anschloss, die Möglichkeit, innerhalb einer dreiwöchigen Fahrt nach Ostafrika sowohl eine Besteigung des Kilimanjaro über die Umbwe-Route als auch der beiden Gipfel Nelion und Batian des Mount Kenia anzugehen. Zwar hatten wir alle keine über den Mont Blanc hinausgehende Höhenerfahrung, aber alle erwiesen sich als durchaus soweit höhentauglich, dass zwei von uns (Georg Mezger und Bernhard Scherzer) in Begleitung von Michel Gäbler von der Sektion Bayerland drei Jahre später zum 6.768 m hohen Huascarán in der Codillera Blanca in Peru aufbrachen.

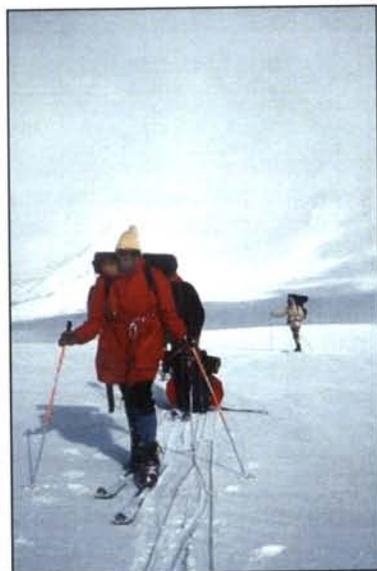
B. S.

Kun Expedition 1977

Mit den Fahrten zum Kilimanjaro und Huascarán war sozusagen der 3-Jahresrhythmus schon zur Gewohnheit geworden. 1977 wurde als anspruchsvolleres Ziel sowohl in Hinblick auf die eingeplante Zeit als auch der erforderlichen Mittel, der 7.087 m hohe Kun im Ladakh-Himalaya ausgewählt. Nachdem sich in einer kontroversen Diskussion bei der Hauptversammlung der ASM im Januar 1977, die in den „Mitteilungen 1/77“ anschaulich beschrieben ist, ein erheblicher Widerstand gegen einen Zuschuss der Sektion zeigte, beschlossen die Teilnehmer, die Expedition aus eigenen Mitteln zu finanzieren. Eine Mannschaft von acht ASMLern, Günter Bram, Rudi Bülter, Jochen Edrich, Hans Huber, Georg Mezger, Ekke Rübeler - Expeditionsleiter -, Bernhard Scherzer und Rolf Schöpl - Expeditionsarzt - und dem schon damals der ASM verbundenen Mitglied der Sektion Oberland, Peter Brill, brach dann im Juni 1977 über das damals noch friedliche Kashmir nach Ladakh auf. In Srinagar vergingen einige Tage mit den erforderlichen Formalitäten und der Miete eines Lastwagens, der uns mit unserem Gepäck und dem obligatorischen Begleitoffizier über den 4000 m ho-



Blick zum Kun-Gipfel



Aufstieg mit Skiern

hen Zoji La Pass nach Kargil und ins Tal des Suru Flusses bringen sollte. Die Überquerung des Flusses zum Shafat Gletscher erforderte einige technische Erfahrung (Rudi Bülter) beim Bau einer Seilbahn zum Transport des Gepäcks und ziemliche Kälteunempfindlichkeit der Teilnehmer beim Durchwaten des hüfttiefen stark strömenden Flusses. Aber schließlich kamen alle und auch das gesamte Gepäck wohlbehalten ans andere Ufer und der Aufstieg konnte beginnen. Da wir auf Träger verzichtet hatten, mussten die meisten Etappen von jedem Teilnehmer vier mal zurückgelegt werden, ehe die Hochlager ausgerüstet waren. Trotz zweier Ausfälle infolge Krankheit und des durch die frühe Jahreszeit bedingten wechselhaften Wetters konnten die vier Lager bis zum 6100 m hoch gelegenen Hochlager auf dem Nun-Kun-Plateau planmäßig errichtet werden, wobei die Ski vor allem bei den Abfahrten zu den tieferen Lagern sehr gute Dienste leisteten. Nachdem wir zwei Tage bei fast ununterbrochenem Schneefall und Temperaturen bis unter minus 20°C auf bessere Verhältnisse gewartet hatten, unternahmen wir am dritten Tag trotz schlechten Wetters einen Gipfelversuch, der allerdings in 6400 m Höhe wegen erheblicher Lawinengefahr abgebrochen wurde. Inzwischen war die Neuschneemenge so groß geworden, dass auch unser Rückweg vom Hochplateau abgeschnitten zu werden drohte. Nachdem bis zu einem erneuten Gipfelversuch einige Tage zur Stabilisierung der Neuschneedecke erforderlich gewesen wäre, bauten wir im Abstieg alle Lager ab und verließen den Berg. Die restlichen Tage nutzten wir zum Besuch einiger buddhistischer Klöster und zur Erholung an den schönen Seen um Srinagar. Obwohl ohne Gipfelerfolg hinterließ die Schönheit dieses Teils des Himalaya auf uns einen mächtigen Eindruck und den Wunsch, wieder hierher zurück zu kommen.

B. S.

Mount Ghent-Expedition 1980

Unter den Gebirgen der Welt, in denen sich ASMer nach dem 2. Weltkrieg herumgetrieben haben, fehlte bislang als eines der berühmtesten der Karakorum mit seinen vier 8000ern und einer Unzahl von 7000ern und 6000ern. Verkehrsmäßig schlecht erschlossen, mit Anmarschwegen zu den Basislagern von 100 bis 200 km, im allgemeinen schwierigen Anstiegen und einem erheblichen Verwaltungsaufwand durch die pakistanischen Behörden galt dieses Gebirge für uns Urlaubsbergsteiger als außerhalb der zeitlichen und finanziellen Reichweite.

All diesen Schwierigkeiten zum Trotz fanden sich im Winter 1978/79 acht ASMer zusammen, um für 1980 eine Karakorum-Expedition vorzubereiten. Die Wahl fiel auf den Mount Ghent, der – den meisten von uns nicht einmal dem Namen nach bekannt – mit 7400 m zu den 100 höchsten Gipfeln der Welt zählt. Er liegt im südöstlichen Karakorum in der Saltorgruppe, 25 km südlich der Gasherbrum-Gruppe, eingerahmt von den gewaltigen Eisströmen des Kondusgletschers im Westen und des Siachengieters im Osten, der mit 80 km der längste Gletscher Zentralasiens ist. Der Mount Ghent wurde 1961 im Alleingang von Wolfgang Axt anlässlich einer österreichischen Expedition bestiegen. Dabei konnten die Österreicher die 30 km zwischen dem Basislager auf 4200 m und dem obersten Hochlager auf 6400 m zum größten Teil mit Ski gehen, eine erhebliche Erleichterung für den „Verkehr“ zwischen den Lagern. Ein weiterer Vorteil ist, dass der mit 100 km relativ kurze Anmarschweg zum Basislager überwiegend durch die bewohnten Täler des Saltoro- und des Kondusflusses führt. Für die Ausrüstung und Verpflegung der Träger bedeutet das eine große Vereinfachung.

Im Februar 1979 stellten wir bei der Regierung von Pakistan unseren Antrag; darauf war es lange Zeit ruhig. Unsere Zweifel an der Durchführbarkeit des Unternehmens wurden von den Kennern des Gebietes, insbesondere den beiden Österreichern Wolfgang Axt und Günther Brenner, die uns auf freundschaftlichste Weise berieten, nur bestärkt. Sowohl die zur Verfügung stehende Zeit von sechs bis sieben Wochen als auch die Kosten-„Schallgrenze“ von 5000 DM pro Mann schienen äußerst knapp bemessen. So kam es, dass sich im Lauf des Jahres einer nach dem anderen zurückzog, und es war nur noch ein Häuflein von vier Mann übrig, als wir im Januar 1980 aus Pakistan die Genehmigung zur Besteigung des Mount Ghent erhielten.

So wurde aus dem Traum einer Karakorum-Fahrt plötzlich Wirklichkeit. Damit begann für die Teilnehmer Peter Brill, Georg (Bididi) Mezger, Bernhard Scherzer, Rolf Schöpl und Bernd Schreckenbach, den wir neu hinzugewinnen konnten, eine Zeit eifriger Vorbereitungen. Ein großzügiger Zuschuss, den uns die ASM zur Verfügung stellte, löste auch das finanzielle

Problem. Es freute uns besonders, dass sich einige ASMer darüber hinaus noch mit Spenden beteiligten.

Die Anreise

Mit 400 kg Expeditionsgepäck verließen wir München, eine Vorausgruppe bestehend aus Bernd und Bididi am 13. Mai, der Rest zwei Tage später mit dem Jumbo der Syrian-Arab-Airlines. Mit einiger Mühe konnten wir einen Kompromiss von 36 kg bezahitem Übergepäck aushandeln, das immer noch 1000 DM kostete. Der Flug über Karachi nach Rawalpindi verlief reibungslos, die befürchteten Zollformalitäten fielen völlig weg. Bernd und Bididi hatten bereits in Mrs. Davies Private Hotel ein angenehmes und preiswertes Quartier gefunden, an dem uns das europäische Essen, der große schattige Garten und die großen Räume besonders gefielen. Wir trafen hier unseren Begleitoffizier Arif Mahmoud, einen Hauptmann der Artillerie, der vom Karakorum bisher genau so viel gesehen hatte wie wir. Er sprach ausgezeichnet Englisch und entwickelte sich in allen Fragen der Organisation zu einer großen Hilfe für uns.

Bereits drei Tage nach unserer Ankunft konnte das „Briefing“ bei Mr. Ullah Awan stattfinden, der offizielle Beginn jeder Expedition verbunden mit einer Einweisung in die Rechte und Pflichten. Unter anderem bekamen wir den tröstlichen Rat, unsere Toten tief zu begraben, damit die Tiere sie nicht fressen können. Und nun saßen wir mit japanischen und französischen Expeditionsgruppen und warteten auf den Flug nach Skardu am Indus, dem Ausgangspunkt der meisten Karakorum Expeditionen. „Sorry, no flight today“ hieß es jeden Morgen und wieder ging ein Tag unserer kostbaren Zeit ungenutzt vorüber bis wir endlich vier Tage später in einer Fokker Friendship saßen und in einem großartigen Flug an Nanga Parbat, Rakaposhi und Haramosh vorbei in einer eleganten Schleife in das tief eingeschnittene Industal tauchten und inmitten von Sanddünen auf der kleinen Piste von Skardu landeten. Jedoch leider nur wir selber; der größte Teil unseres Gepäcks war in Rawalpindi zurückgeblieben. Nicht genug, dass Schokolade, Wurst, Käse und Campinggas in voller Sonnenglut dem „Rawalpindi Airport Test“ ausgesetzt waren, in der verbleibenden Zeit konnten wir den Gipfel kaum noch erreichen.

Der Anmarsch

Endlich – nach drei Tagen – kommt morgens um 7 Uhr die ersehnte Nachricht: „Baggage has arrived“. Nun gibt es kein Halten mehr! Gegen 11 Uhr starten wir mit zwei Toyota-Jeeps in Richtung Khapalu. Außer uns und unserem Gepäck hängen sich auf abenteuerliche Weise noch die fünf Träger, die wir in Skardu angeworben haben, sowie einige weitere Gestalten außen

an. Die Straße verläuft am südlichen Indusufer flussaufwärts. An manchen Stellen klebt sie so gefährlich an den senkrechten Uferfelsen, dass die hinten auf der Ladefläche Stehenden lieber abspringen. Vorne im Fahrerraum hilft nur Beten. Nach etwa zwei Stunden überqueren wir den Indus, der hier scharf nach Süden abbiegt, auf einer der typischen Hängebrücken und weiter geht es am südlichen Ufer des Shyok. Das Flusstal bildet eine große Sand- und Steinwüste, immer wieder unterbrochen von den Bewässerungsinseln der Dörfer, die als grüne Farbklecke das Bild beleben. Am späteren Nachmittag setzt Sandsturm ein und wir sind alle froh, als wir nach sechsstündiger Fahrt Khapalu erreichen. Trotzdem fahren Bernd, Biddi und Peter noch am Abend mit einem Jeep und dem größten Teil des Gepäcks zum 30 km entfernten Surmo, um den Übergang über den Shyok zu erkunden und nach der angeblich vorhandenen Brücke zu schauen. Der heimkehrende Fahrer bringt uns nachts die Botschaft: „Brücke nicht benützbar, Floß aus Ziegenbälgen und Gummischläuchen vorhanden. Luftpumpe mitbringen!“ Arif, Rolf und ich suchen am nächsten Morgen 20 weitere Träger aus, besorgen die restliche Verpflegung (Zucker und Mehl) und geben die letzte Post auf. Als wir am Spätnachmittag Surmo erreichen, haben die Freunde das Gepäck bereits über den Fluss gebracht. Zweimal muss der alte Fährmann sein wackliges Gefährt noch hinüberpaddeln, dann sind wir vollzählig am anderen Ufer und auch der inzwischen in voller Stärke einsetzende Sandsturm kann unsere Stimmung nicht drücken.



Fähre über den Shyok

Pünktlich um 6 Uhr am nächsten Morgen sind auch die Träger zur Stelle. Die Lasten werden zusammengestellt und etwa zwei Stunden später setzt sich unsere kleine Karawane in Bewegung. Die Träger haben uns versprochen, den an sich auf zehn Tage angesetzten Marsch zum Basislager bei

gleicher Bezahlung in fünf bis sechs Tagen zu machen. Und so gehen wir in Tagesetappen von 20 bis 25 km taleinwärts, zunächst den Saltoro- später den Kundusfluß aufwärts immer in östlicher Richtung. Bereits am Ende des dritten Tages erreichen wir Karmading, den letzten bewohnten Ort, den wir wegen der prachtvollen Hälse der Bewohner „Kropfmading“ taufen. Wir sind auf 3000 m Höhe; immer näher rücken nun schnee- und eisbedeckte Felszacken an das Tal heran. Das Wetter ist von makelloser Schönheit und die Nächte im Freien unter den Walnuss- und Aprikosenbäumen zählen zu den eindrucksvollsten Erinnerungen.

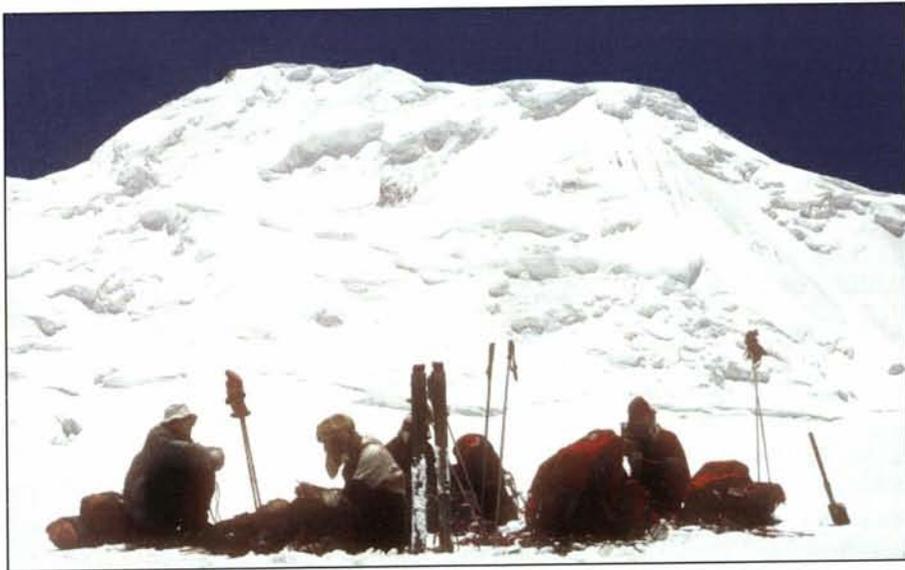
Das Kondustal biegt nun beinahe rechtwinklig nach Norden ab. Begleitet von einer kleinen Ziege verlassen wir nun die Landschaft der Baltidörfer. In wenigen Stunden ist der Anfang des Kondusgletschers erreicht, hier hören auch die Wegspuren auf und nun geht es teils auf dem schuttbedeckten Gletscher teils hinter seiner östlichen Seitenmoräne hinauf. Die Ziege überlebt den ersten Abend nicht – ein Opfer für gutes Gelingen und ein winziger Bissen für 31 hungrige Mägen. Nun schlafen auch die Träger mit uns zusammen im Freien und abends lauschen wir noch lange ihren eintönigen Liedern. Wie versprochen erreichen wir am Mittag des sechsten Marschtages das Basislager in 4200 m Höhe im Moränenwinkel zwischen Kondusgletscher und einem namenlosen, sehr zerrissenen Gletscher, der vom Südhang des Mount Ghent herab fließt. Eine weite Sandfläche bietet Platz in Hülle und Fülle für die Zelte, ein kleiner See lädt zum Baden, kurz ein idealer Fleck zum Ausruhen.

Aufbau der Hochlager – erster Gipfelversuch

Jedoch für uns gibt es jetzt keine Pause. Wir haben zwar ein wenig von der verlorenen Zeit wieder eingeholt, so dass uns nun ganze 18 Tage für den Berg bleiben, trotzdem wollen wir jetzt keinen Tag mehr verschenken. Kaum sind die Träger ausbezahlt und verabschiedet, beginnt das Aufteilen der Lasten für die Hochlager. Schon am nächsten Vormittag wackeln wir nun selbst unter 20-kg-Rucksäcken den schier endlosen, schuttbedeckten Kondusgletscher hinauf. Etwa zwei Stunden vom Basislager entfernt reicht die Schneedecke, um die Schi anzuziehen. Bis zum Spätnachmittag ziehen wir unsere Spur in ewigem Auf- und Ab entlang der Mittelmoräne. Doch den vorgesehenen Platz für das Lager I erreichen wir an diesem Tag nicht mehr. Wir deponieren unsere Lasten und kehren in der Abenddämmerung ins Basislager zurück. Infolge der Anstrengung kommen wir am nächsten Tag nicht einmal zu unserem Depot und erst am dritten Tag können wir Lager I in 4690 m Höhe errichten, herrlich gelegen auf der Mittelmoräne im riesigen Eisstrom des Kondusgletschers, überragt vom mächtigen Baltoro Kangri mit seiner 2000 m hohen Fels- und Eisflanke. Während Bernd, Peter und Rolf am nächsten Tag den Weg nach Lager II erkunden und dieses in 5600 m kurz unterhalb des Sia La aufbauen, räumen Biddi und ich die Depots und

bringen die Lasten nach Lager I. Zweimal tragen wir alle eine volle Last nach Lager II, dann sind wir für einen längeren Aufenthalt in der Hochregion gerüstet.

Von Lager II wendet sich der Anstieg nach Süden. Der bis dahin recht harmlose Gletscher wird nun spaltenreicher und wir gehen von hier an immer mit Seilsicherung. Oberhalb des Sia La, einem etwa 5 km breiten Plateau, verschmilzt der Kondus- mit dem Siachengletscher, dem er etwa ein viertel seines Eisnachschiebens entführt. Ein gewaltiges Panorama erwartet uns hier oben: Im Norden über dem Conwaysattel zwischen Baltoro und Sia Kangri wachsen langsam die 8000er der Gasherbrumkette und der Broad Peak heraus; vor uns zur rechten die Eisburg der Chogolisa oder auch Silverthrone und zur linken hintereinander Kury Kangri, Mt. Depak und schließlich unser Berg, der den obersten Kessel des Siachengletschers mit seiner 1000 m hohen Eisflanke beherrscht. Auch Lager III in 6000 m Höhe wird noch ein zweites Mal versorgt, dann glauben wir für den Gipfel gerüstet zu sein.



Mount Ghent vom oberen Kondusgletscher

Der Weg nach Lager IV, das wir dicht unter dem W-Grat des Mt. Ghent anlegen wollen, ist vom Lager III gut zu übersehen. Er erscheint kurz und problemlos, aber dann müssen wir uns vier mühsame Stunden durch entnervenden Pappschnee quälen, ehe wir kurz unterhalb des Sattels zwischen Mt. Ghent und Chogron Kangri unsere zwei kleinen Zelte in 6400 m in die Schneeflanke einbuddeln können.

Um 2 Uhr früh beginnen wir zu kochen, sternklarer Himmel verheißt einen großartigen Tag. In dieser Höhe dauert es über zwei Stunden, ehe wir – nun ohne Ski – die steile Schneeflanke zum unteren felsigen Teil des W-Grates emporstapfen. Wir sind nur zu viert, da Bernd sich nicht gut fühlt. Der Grat wird in leichter Kletterei im ersten Sonnenlicht bewältigt – die Bergung eines verlorenen Eishammers kostet aber doch fast eine Stunde. Nun zieht sich eine Schnee- und Eisflanke in zunehmender Steilheit gegen die Eisbrüche des W-Grates hinauf. Der Schnee ist schlecht, immer wieder brechen wir tief ein und die Stunden verfliegen. Im Tiefblick über die steile NW-Flanke können wir beinahe unser Basislager sehen, fast 3000 m tiefer. Weit unten am Grat bemerken wir Bernd, der sich nun doch zum Nachkommen entschlossen hat, ein kleiner verllorener Punkt, der die Größe der Dimensionen erst richtig bewusst macht. Ein wenig in Sorge wegen der versteckten Spalten, die Bernd ohne Sicherung überqueren muß, gehen wir weiter. Wir sind des Erfolgs so sicher! Einige Nebelfetzen am Grat wecken keine Besorgnis, die sind an den vergangenen Tagen auch dort gewesen. Es ist Mittag als wir den flacheren Teil des Grats erreichen. Hier sollte der Gipfel sichtbar werden. Aber nichts – Waschküche. Es beginnt zu schneien und wir warten. Noch 300 bis 400 m zum Gipfel – schweren Herzens entschließen wir uns schließlich zum Abstieg. Im Schneetreiben haben wir Mühe, den Weg zu finden. Bernd treffen wir unter einem Felsvorsprung mitten im Steilhang und gemeinsam erreichen wir gegen Abend das Lager IV. Das Wetter klart wieder auf – es ist also noch nichts verloren.

Noch einmal davon gekommen

Im engen Zelt wache ich auf, ein Blick auf die Uhr: Mitternacht. Ein unbehagliches Gefühl verdichtet sich zu der Erkenntnis – Schneesturm. Der Morgen bricht an, es schneit, den ganzen Tag über, ohne Unterbrechung. Kein erfreulicher Zustand in 6400 m Höhe. Aber es kommt noch schlimmer, Bernd ist krank – Lungenentzündung. Auch in der nächsten Nacht lässt der Schneesturm nicht nach. Es gibt nun keinen Zweifel mehr, wir müssen absteigen. Aber wie? Bernd ist zu schwach, um auf Ski zu stehen. Ein Schlitten ist zwar schnell gebaut, aber im fast metertiefen Neuschnee können wir ihn nur die ersten steileren Hänge hinunter ziehen, dann bleiben wir hoffnungslos stecken. Das Wetter ist immer noch schlecht. Wir müssen ein Notlager einrichten. Der nächste Tag, der 15. Juni, bringt leichte Wetterbesserung, auch Bernd hat sich unter Rolfs Pflege ein wenig erholt. Er kann sich in dem flacheren Gelände auf den Ski halten. Wir ziehen eine breite Spur durch den tiefen Pulverschnee, in der er wie auf Schienen langsam dem Lager III entgegen gleitet. An Sicherung denkt keiner mehr, es wäre zu mühsam.

Endlich nach mehreren Stunden erreichen wir das Lager. Tief unter dem Schnee vergraben sind Medikamente und Sauerstoff – das schlimmste ist

überstanden. Am Abend können wir sogar noch nach Lager II abfahren, das nur noch an der Spitze einer Markierungsstange zu erkennen ist. Die Freunde fallen mir um den Hals und gratulieren zum Geburtstag. Es ist noch einmal gut gegangen – das ist das schönste Geschenk!

Doch noch zum Gipfel

Die Erschöpfung fordert ihren Tribut. Am nächsten Morgen kriechen wir erst spät aus den Zelten. Wir haben nun so viel Zeit verloren, dass nur ein rascher Vorstoß zum Gipfel noch Aussicht auf Erfolg hat. Alle möglichen Kombinationen werden durchdiskutiert. Gegen Mittag ist die Lösung gefunden: Bernd und ich steigen ab ins Basislager, Bididi, Peter und Rolf machen den endgültigen Gipfelversuch. Das Wetter hat sich gebessert. So traurig es ist, angesichts des möglichen Erfolgs abzusteigen – die Sicherheit muß hier vorgehen. Und während ich mit dem noch sehr geschwächten Bernd in zwei Tagen das Basislager erreiche, sind die Freunde wieder nach Lager IV aufgestiegen.

Der 18. Juni ist ein strahlender Tag, sozusagen zum Heldenzeugen. Während wir im Basislager aus den Federn kriechen, sind die Freunde bereits einige Stunden unterwegs. Voll akklimatisiert erreichen sie unsere Umkehrstelle in etwa 7100 m Höhe bereits nach 6 Stunden. Der Weiterweg über den nun flacheren Grat erweist sich dann aber als äußerst mühsam. Weitere 6 Stunden erfordert die tiefe Spurarbeit über mehrere Grataufschwünge, bevor die Freunde um 4 Uhr nachmittags den Gipfel erreichen. Ein unvergleichlicher Rundblick lässt alles, die Mühen, die Zweifel ganz klein erscheinen, ganz unwesentlich gegen dieses unbeschreibliche Hochgefühl des Erfolgs. Was macht es, dass der Abstieg bis weit in die Nacht dauert. Der Mond leuchtet hell, als das Lager IV gegen 10 Uhr nachts erreicht wird.

Schon am nächsten Morgen kann ich mit Arif die Freunde im Lager I beglückwünschen. Einen Schluck Schnaps haben sie mir vom Gipfel mitgebracht, wir trinken auf den Erfolg.

Ausklang

Der Rest ist schnell erzählt. Bereits am nächsten Morgen treffen die Träger im Basislager ein und in 4½-tägigem Eilmarsch gehen wir zurück nach Surmo. Bernd hat sich schon wieder recht gut erholt. Jeder hängt seinen Gedanken nach und immer wieder geht der Blick zurück, bis auch die letzte Spitze der Chogolisa, des K 7 und „unseres“ Mount Ghent verschwunden ist. Blumen empfangen uns im Tal und Maulbeeren, dass uns der Saft über beide Backen läuft. Die gute Stimmung steckt auch die Träger an, wir sind wie eine große Familie. Doch nun heißt es Abschied nehmen von den Bergen, den Menschen, den seidigen Nächten unter alten Bäumen. Ob wir einmal zurückkommen? – Inschallah!

B. S.

Kanguru-Expedition 1983

Der Kanguru (6981 m), der Berg (Kang) des Guru Rampotsché, eines der alten Lehrer, die den Buddhismus nach Tibet brachten, stand als letzter auf unserer Wunschliste, die wir unserem Antrag bei der Regierung von Nepal beifügten und der uns für die Vormonsunzeit 1983 zur Besteigung genehmigt wurde.

Der Berg liegt isoliert etwa 20 km nördlich der Lamjung – Annapurna Kette und ist daher vom Monsun etwas geschützt. Wegen der fehlenden 19 m zum 7000er ist der Andrang der Expeditionen nicht sehr groß. Schluchtartige Täler begrenzen den Kanguru auf drei Seiten: Im Süden das Marsyandital, im Westen das Naurtal und im Osten das Dudh Khola. Im Norden erstreckt sich die Kette des Peri Himal zur nahen tibetischen Grenze.

Für unsere Vorbereitungen hatten wir das Glück, dass der Expeditionsleiter der Erstbesteiger von 1955, Heinz Steinmetz, in der Nähe von München lebt und uns an einem Abend in seinem Haus am Riegsee viele wertvolle Ratschläge und auch einige Fotos des Berges geben konnte. Aber er warnte uns auch, dass der Kanguru oft unterschätzt wird. In den vergangenen Jahren gab es mehrere Besteigungsversuche, teils mit, teils ohne Gipfelerfolg.

Für die Expedition hatte sich eine Mannschaft von fünf ASMIern (Peter Brill, Peter Lyssy, Georg Mezger, Tilman Voss und Bernhard Scherzer) zusammengefunden, denen sich drei weitere Teilnehmer (Roland Kühn, Otto Niemann und Jürgen von Ungern-Sternberg) anschlossen. Dass darunter zwei Ärzte waren, schien eine gewisse Sicherheit zumindest vom medizinischen Standpunkt zu gewährleisten.



*Die
Mannschaft
mit Dame*

Nach arbeitsreichen Monaten der Vorbereitung und Tagen nervenaufreibenden Verhandlungen in Kathmandu setzte sich am 16. April unsere Karawane aus 32 Trägern, Begleitoffizier, Sirdar (Trägerobmann und Lagerverwalter), Koch, Küchenjunge und Postläufer sowie acht unter der Hitze stöhnenden Berghelden von Dumre, einem kleinen Provinznest an der Straße von Kathmandu nach Pokhara, aus in Bewegung. Nach sechs unvergesslich schönen Tagen durch das Marsyandital erreichten wir Kodo am Eingang zum Naurtal, das nur für Expeditionen zugänglich ist. Der Pfad durch die tief eingeschnittene Schlucht des Naur-Flusses war offenbar erst kürzlich instand gesetzt worden und so erreichten wir den vorgesehenen Platz für unser Basislager in 3600 m Höhe am Abend des nächsten Tages. Er liegt nahe bei den Ruinen eines alten Dorfes, das nach einem größeren Erdbeben verlassen wurde. Die Terrassenfelder werden immer noch von den Bauern aus Naurgaon, einem Dorf, das drei Stunden weiter oben auf der anderen Seite des Flusses liegt, bestellt. Wir befanden uns hier schon nördlich des Himalaya Hauptkamms mit einer wunderbaren Aussicht auf die Lamjungkette im Süden. Hier beginnen die kahlen Hochflächen des nördlichen Himalaya, die bereits die Weite Tibets ahnen lassen.

Nachdem wir die Träger entlassen hatten, machten wir uns an die Erkundung des besten Weges zum Gipfel des Kanguru. Drei Wochen hatten wir Zeit, unter günstigen Umständen reichlich für einen nicht besonders schwierigen „beinahe 7000er“. Doch uns zeigte sich der Berg von einer etwas unfreundlichen Seite. Der direkte Weg zum Gipfel geht durch ein steiles Couloir, durch das die Erstbesteiger aufgestiegen waren. Vom Einstieg in dieses Couloir wurden wir jedoch ziemlich unsanft abgehalten, als eine große Nassschneelawine nur wenige Meter an uns vorbeirauschte. Auch an den nächsten Tagen kamen diese Lawinen regelmäßig am frühen Nachmittag herunter.



Kanguru-
Gipfel

Unser Basislager lag am unteren Ende der „Nallah“, einem weiten Steilkar, dessen oberes Ende durch einen Felsgürtel begrenzt war. Um diese Jahreszeit war das Kar noch weitgehend schneebedeckt. Da der Durchstieg durch die Felsen in dem Couloir zu gefährlich erschien, versuchten wir unser Glück auf der linken Seite der Nallah, die durch die Sonneneinstrahlung schneller schneefrei wurde. Über leichte Felsen und Schutt hatten wir schon eine Höhe von 4700 m erreicht. Wie gewöhnlich war die Nallah nachmittags in Wolken gehüllt. Zusammen mit Peter Brill wartete ich auf Jürgen und Otto, die wir zwar nicht sehen, aber doch zu uns heraufkommen hörten. Plötzlich stoppte jedoch ihr Aufstieg und wir hörten eine erregte Diskussion. Wir stiegen einige Meter ab und fanden Otto mit einem ausgekugelten Arm. Wir versuchten eine Zeitlang vergeblich, den Arm wieder einzurenken, doch blieb uns schließlich keine andere Möglichkeit als den Arm in einer erträglichen Lage zu fixieren und zum Basislager abzusteigen. Dort fanden wir Roland, unseren zweiten Arzt, der unter hohem Fieber an einer Lungeninfektion litt. Mit seiner Hilfe und einer starken Dosis Betäubungsmittel gelang es uns schließlich, den Arm wieder einzurenken.

Während sich nun Otto erstaunlich schnell erholte, wurde Rolands Zustand zunehmend kritischer, so dass er möglichst rasch ins Tal gebracht werden sollte. Da ein Transport auf einer Trage durch die Naurschlucht nicht ratsam schien, blieb mir keine andere Wahl, als mit unserem Koch Bhazu als Dolmetscher zur nächsten Polizeistation nach Chame im Marsyandital abzusteigen, um telefonisch einen Hubschrauber anzufordern. Da der Monsun mit kräftigen Gewittern den Südrand des Gebirges erreicht hatte, waren zunächst alle telefonischen Verbindungen unterbrochen. Erst am nächsten Morgen gelang es uns, eine Verbindung zur Polizeistation in Pokhara zu bekommen, die wir beauftragten, einen Hubschrauber für uns in Kathmandu anzufordern. Im Zweifel, ob das wirklich funktionieren würde, kehrten wir in unser Basislager zurück. Dank der Aktivität des Trekkingunternehmens Ongdi und seiner Geschäftsführerin, Mrs. Renchin Yonjan, kam tatsächlich zwei Tage später ein Armeehubschrauber ins Basislager und brachte Roland nach Kathmandu, von wo er einige Tage später nach Hause zurückkehrte.

Die Rettungsaktionen hatten natürlich unsere Zeitpläne total über den Haufen geworfen. Zwar hatten die im Basislager zurückgebliebenen Freunde inzwischen auf Biddis Initiative einen idealen Platz für Lager I in 4900 m Höhe gefunden und dort schon ein Depot angelegt, aber als am Tag nach meiner Rückkehr eine Gruppe zum Lager I aufstieg, fanden sie das Lager ausgeraubt. Lebensmittel, Daunenschlafsäcke und Bergausrüstung waren verschwunden. Dadurch war unsere Ausrüstung so dezimiert, dass nur ein Teil der Mannschaft für die Übernachtung in den Hochlagern in Frage kam. Es war ein schwacher Trost, dass wir die gestohlenen Sachen am Ende

unseres Aufenthalts auf Vermittlung unseres Sirdars und einer zufällig vorbeikommenden Polizeigruppe von den Yakhirten aus Naurgaon zurückbekamen.

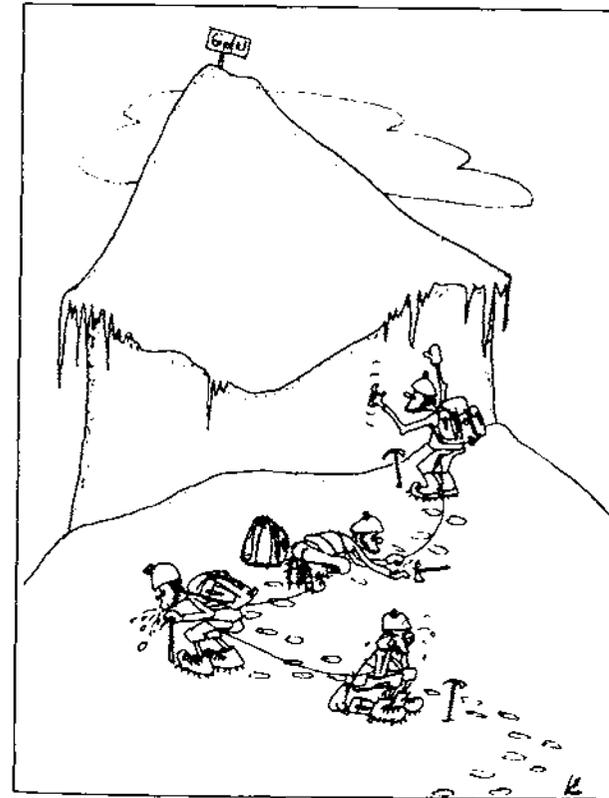
Vom Lager I führte eine lange Traverse zurück auf die Originalroute wo in 5450 m Höhe Lager II angelegt wurde. In einer gemeinsamen Aktion, in der unsere Freunde, die nicht in den oberen Lagern bleiben konnten, uns selbstlos unterstützten, konnten wir genügend Ausrüstung und Verpflegung für einen Gipfelangriff nach Lager II bringen. Am 8. Mai brachen Biddi, Jürgen, Peter Brill und ich von Lager II in Richtung Gipfel auf. Wir hatten zunächst gute Bedingungen und gewannen schnell an Höhe. Aber etwa 300 m unterhalb der vorgesehenen Lage von Lager III wurden wir in einem Hang von Blankeis aufgehalten, das vorsichtiges Gehen mit Seilsicherung erforderte. Da die Steilheit des Hangs mit der Höhe zunahm, beschlossen wir, Lager III etwas niedriger auf 5900 m einzurichten.

Unter den gegebenen Bedingungen schien es unmöglich, den Gipfel in einem Tag zu erreichen. Die vor uns liegenden 1000 Höhenmeter in der 35 - 40° steilen Flanke hätte Seilsicherung und für den Abstieg vielleicht sogar

Fixseile erfordert, die wir nicht dabei hatten. Schweren Herzens gaben wir deshalb den Besteigungsversuch in 6200 m auf. Die in einer Pressemitteilung erwähnte zweideutige Begründung wurde von Rainer Köfferlein in unnachahmlicher Weise dargestellt.



"Das Eis war zu hart!"
Version 1



"Das Eis war zu hart!"
Version 2

Von Süden drückten bereits die Monsunwolken ins Naurtal hinein und unser Weg ins Tal wurde von Schnee und Regen begleitet. Ziemlich verreckt und müde, aber erfüllt von den Erlebnissen der vergangenen Wochen und den Erinnerungen an eine der schönsten Berglandschaften der Erde, trafen wir am 16. Mai, einen Monat nach unserem Aufbruch, wieder in Kathmandu ein.

B. S.

Pamir-Expedition 1985

Die Idee, eine Pamir-Expedition zu unternehmen, hatte Franz Piffel. Der Erfolg der ASM-Karakorum-Expedition 1980 zum Mt. Ghent machte Mut, die Besteigung des Pik Kommunismus zu versuchen. Anfangs war der ASM-Interessentenkreis größer gewesen, schmolz dann aber auf die drei ASMer Franz Piffel, Axel Matschas und Peter Brill zusammen und wuchs mit Klaus Schumann, Sektion München, wieder auf vier Teilnehmer an.

Franz Piffel stellte den Genehmigungsantrag zur Besteigung des Pik Kommunismus beim (damals) sowjetischen Tourismus- und Sportministerium in Moskau. Mit der Genehmigung konnten wir auch die zeitlich passenden Flüge bei der DDR-Fluggesellschaft Interflug von Berlin nach Moskau hin und zurück buchen, denn die Reise in das sowjetische Internationale Bergsteigerlager im Pamir begann für alle teilnehmenden Gruppen in Moskau.

Anreise

Am 11.7.1985 starteten wir abends mit dem Interzonen-Nachtzug von München nach Berlin Bahnhof Zoo, fuhren am nächsten Mittag mit einem DDR-Zubringerbus durch die Berliner Mauer nach Berlin-Schönefeld und flogen nach Moskau, wo wir von einer Dolmetscherin des Tourismus-Ministeriums in Empfang genommen wurden. Damit begann die unter sowjetischer Obhut und Fürsorge gut organisierte Reise in den Pamir.

(Wir wussten zum damaligen Zeitpunkt noch nicht, dass unsere Reise in das sowjetische Pamirlager, wo zahlreiche Bergsteigergruppen aus dem Ostblock und aus dem Westen beieinander waren, eine geschichtsträchtige Reise in die dank Gorbatschows Perestroika und Glasnost nicht mehr existierende Sowjetunion wurde.)

Nach einem Tag in Moskau, wo wir uns frei bewegen durften, flogen wir zusammen mit den anderen Pamir-Bergsteigergruppen nach Osch, einer kirgisischen Stadt nördlich des Pamirs, und von dort in einem kleineren Flugzeug weiter in das Alaital, das unmittelbar nördlich des Pik Lenin verläuft. Mit Kleinbussen ging es dann eine Straße 1200 Höhenmeter hinauf zum Internationalen Pamirlager Atchiktash, welches in 3630 m Höhe das Basislager für die Besteigung des Pik Lenin ist. Nach einem Akklimatisationstag brachte uns ein sowjetischer Militärhubschrauber von dort in einem einstündigen Flug schließlich zum Internationalen Pamir-Lager am Pik Kommunismus, das Moskwina-Lager heißt und das Basislager für die Besteigung des Pik Kommunismus und des Pik Korshenevskaya ist.



Der Pik Lenin vom Alaital aus

Im Moskwina-Basislager

Der Platz des Moskwina-Lagers liegt sehr schön in 4330 m Höhe auf dem Moränenzwickel zwischen dem vom Pik Kommunismus herabkommenden großen Walthergletscher und dem einmündenden kleineren Moskwina-Gletscher. Das Lager war 1985 sehr gut ausgebaut. Es bestand aus geräumigen Küchen-, Vorrats- und Speisezelten und 50 Zwei-Mann-Steilwandzelten, die 100 Bergsteigern bequem Platz boten. Das Lager hatte darüber hinaus eine mit russischen Ärzten besetzte medizinische Station und eine Sauna. Neben der Küchenmannschaft, die sehr gut kochte, stand eine Mannschaft russischer Bergführer zur Verfügung, die vorweg nach dem Aufbau des Lagers die schwierigeren Fels- und Eispassagen am Pik Kommunismus und Pik Korshenevskaya mit Fixseilen versichert hatte und die zur Bergrettung gerufen werden konnte. Schließlich erhielt jede Bergsteigergruppe ein Sprechfunkgerät, mit welchem am Berg jeden Abend der erreichte Standort der Lagerleitung durchgegeben werden sollte. Zusammen mit der guten Verpflegung bot das Basislager beste Bedingungen für eine erfolgreiche Besteigung der beiden 7000er-Piks.

Oberhalb des Basislagers waren die Bergsteigergruppen als völlig selbständige, eigenverantwortliche Expeditionen unterwegs, hatten dafür die gesamte Ausrüstung mitgebracht und richteten unabhängig von einander ihre eigenen Hochlager ein.

Mit uns war eine DDR-Gruppe mit acht Bergsteigern aus Berlin, Dresden und Chemnitz im Moskwina-Lager eingetroffen. Wir freundeten uns mit den DDRlern an, saßen im Basislager oft zusammen und unterhielten uns über das Bergsteigen in der DDR und im Ostblock, über Persönliches und auch über die politische Entwicklung in Ost und West. Im Speisezelt, wo die Lagerleitung den Platz für die verschiedenen Gruppen an den Tischen jeweils mit einer zugehörigen nationalen Tischfahne zuwies, setzten wir uns

mit den DDRlern an einen Tisch und stellten unsere beiden deutschen Tischfahnen zusammen – nicht ahnend, dass wir die deutsche Wiedervereinigung im sowjetischen Internationalen Pamirlager am Pik Kommunismus um fünf Jahre vorwegnahmen. Die russische Lagerleitung hatte nichts dagegen und auch nicht der IM, der unbekannt unter den DDRlern war.

Pik Korshenevskaya

Nach zwei Akklimatisationstagen und einer ärztlichen Untersuchung, in der unter anderem der Blutdruck gemessen wurde (Bergsteigern mit Blutdruckwerten über 150 gaben die Ärzte keine ärztliche Erlaubnis zur Besteigung der beiden 7000er), wagten wir am 20.7.1985 den ersten Aufstieg am Pik Korshenevskaya bis zum Lager II. Voller Tatendrang folgten wir dem Weg am Walthergletscher entlang 200 Hm abwärts und stiegen dann - anfangs durch eine steile, staubige Schuttrinne - hinauf zum Lager I in 5050 m Höhe, das wir auf der Seitenmoräne des vom Pik Korshenevskaya herabziehenden Gletschers errichteten. Am nächsten Tag schafften wir es auf dem Gletscher nur bis zu einem Plateau in 5600 m Höhe. Dort übernachteten wir und legten ein Materialdepot an. Auf dem Rückweg zum Basislager bauten wir am Lagerplatz I unsere Zelte wieder auf und deponierten darin unsere Eisaurüstung.



Pik Kommunismus vom Aufstieg zum Lager I am Pik Korshenevskaya

An dem folgenden Ruhetag stärkte die gute Küche unsere Auftriebskräfte so sehr, dass wir am nächsten Morgen unsere Rucksäcke für die fünftägige Besteigung des Pik Korshenevskaya packten und loszogen. Eine Gehstunde unterhalb des Lagers I fanden wir Pyrit- und Hämatit-Kristalle, was wir als gutes Omen für unsere Expedition zu den beiden großen Bergen deuteten. Tags darauf ging es nach Auflösung unseres Depots auf dem Gletscherplateau den steilen Eishang hinauf zu dem unter einem Felsvorsprung liegenden schattigen, ziemlich verschmutzten Lager II auf 5800 m Höhe. Der folgende Tag brachte uns bei gutem Wetter nach einer Fixseil-gesicherten Querung im Eis und weiter über einen steilen, an einer Stelle gesicherten Felsgrat zu unserem Lager III auf 6300 m. Der schön gelegene Platz bot eine großartige Aussicht auf den gegenüberliegenden Pik Kommunismus und die benachbarten Berge.

Als wir am nächsten Morgen den Kopf aus dem Zelt streckten und das schöne Wetter sahen, kam Hoffnung auf, dass dieser 27.7.1985 der Gipfel-tag sein könnte. Franz und Axel fühlten sich jedoch nicht so gut; sie warteten den Tag noch ab und erreichten tags darauf den Gipfel. Peter und Klaus stiegen indes den breiten Gipfelgrat mit den drei Aufschwüngen hinauf, querten in den Gipfelhang hinein und legten noch rechtzeitig die letzten Meter zum breiten, flachen Gipfel zurück, bevor eine große Quellwolke den Gipfel umhüllte.



Pik Kommunismus vom Aufstieg zum Lager III am Pik Korshenevskaya

So standen wir glücklich und bewegt bei -10 °C über den Wolken, mit denen der Wind spielte, freuten uns und schauten hinüber zum Pik Kommunismus, der weit über die Quellwolken hinausragte und uns zeigte, wie hoch wir unser nächstes Ziel gesteckt hatten.

Am nächsten Morgen traten wir von unserem Lager III den langen Abstieg zurück ins Basislager an, wo wir eine Stunde vor Sonnenuntergang müde, aber froh

ankamen. Drei bzw. zwei Ruhetage legten wir nun ein, ließen es uns gut gehen und genossen die Annehmlichkeiten des Moskwina-Lagers.

Pik Kommunismus

Am 1.8.1985 brachen wir bei schönem Wetter, bepackt mit einem 25 kg-Rucksack für eine sechstägige Unternehmung, zum Pik Kommunismus auf. Zur Besteigung des Berges benötigten wir 4 Lager, die wir morgens jeweils abbauten und abends wieder aufbauten. Vom Moskwina-Lager verlief der Weg am Walthergletscher entlang aufwärts und bog dann zum Borodkin-Pfeiler hin ab. Die schräg aufwärts führende Gletscherrampe unter dem Eisbalkon des Pfeilers erinnerte mit den zahlreichen herumliegenden Eisbrocken stark an den Korridor des Grand Combin in den Walliser Alpen. In einer Dreiviertelstunde ließen wir diesen gefährlichen Wegabschnitt im Eiltempo hinter uns. Der Felsaufbau im unteren Teil des Pfeilers musste durch wegrutschenden Schutt und brüchiges Gestein überwunden werden. Weiter oben führte die teilweise mit Fixseilen gesicherte Route zum sogenannten Firndreieck des Borodkin-Pfeilers, wo wir in 5300 m Höhe unser erstes Lager errichteten.

Am nächsten Morgen herrschte wolkiges Wetter, das im Laufe des Tages immer schlechter wurde. Der Firnrücken des Pfeilers führte in 35 bis 40° steilen Wellen zum 6080 m hohen Borodkin-Kopf hinauf. Von dort stiegen wir in einem beginnenden Schneesturm auf der anderen Seite des Kopfes 300 Höhenmeter hinab auf das große Plateau des Fortambek-Gletschers, der auf der Nordseite des Pik Kommunismus talwärts strömt. Es gelang uns, die Zelte in dem ausgewachsenen Schneesturm aufzustellen, zu kochen und zu schlafen. Gegen Morgen schloß der Sturm ein und ließ einen wunderschönen, wolkenlosen Tag folgen. Erst am späten Vormittag marschierten wir, mit all unserem Hab und Gut wieder schwer beladen, über das Plateau des Fortambek-Gletschers hinüber zu dem Pfeiler, der vom Pik Duschanbe, dem 6900 m hohen Vorgipfel des Pik Kommunismus, herabzieht. Ähnlich wie am Borodkin-Pfeiler ging es in 35 – 40° steilen Wellen den Rücken des Pfeilers aufwärts. In 6500 m Höhe schlugen wir auf einem Absatz unser drittes Lager auf.

Am nächsten Tag stiegen wir bei nach wie vor wolkenlosem Himmel auf den Pik Duschanbe und bauten dort in einer flachen Mulde unser viertes Lager auf. Nach Sonnenuntergang gegen ½10 Uhr betrug die Temperatur -24 °C. In der Nacht kam starker Wind auf, der die Schönwetterlage jäh beendete. Wir warteten deshalb einen Tag ab und hatten Glück.

Am Morgen des 6. August 1985 krochen wir bei bestem Wetter um 7 Uhr aus den Schlafsäcken und stapften – gut gefrühstückt – zwei Stunden später bei -20 °C von unserem Lager den Weg fast horizontal zur Gipfelwand des Pik Kommunismus hinüber. In der 40° steilen, 500 Hm hinaufziehenden

Eisflanke gingen wir dank der griffigen Firnaufgabe seilfrei, so dass jeder in seinem Tempo und Rhythmus steigen konnte. Am oberen Rand der Eiswand erreichten wir den Ostgrat, der uns die letzten 100 Hm hinauf zum Gipfel leitete. Zwischen 1 Uhr und 2 Uhr kamen Peter, Klaus und Franz an ihrem großen Ziel an, während Axel wegen gefühllos gewordener Zehen auf halbem Wege umkehren musste.

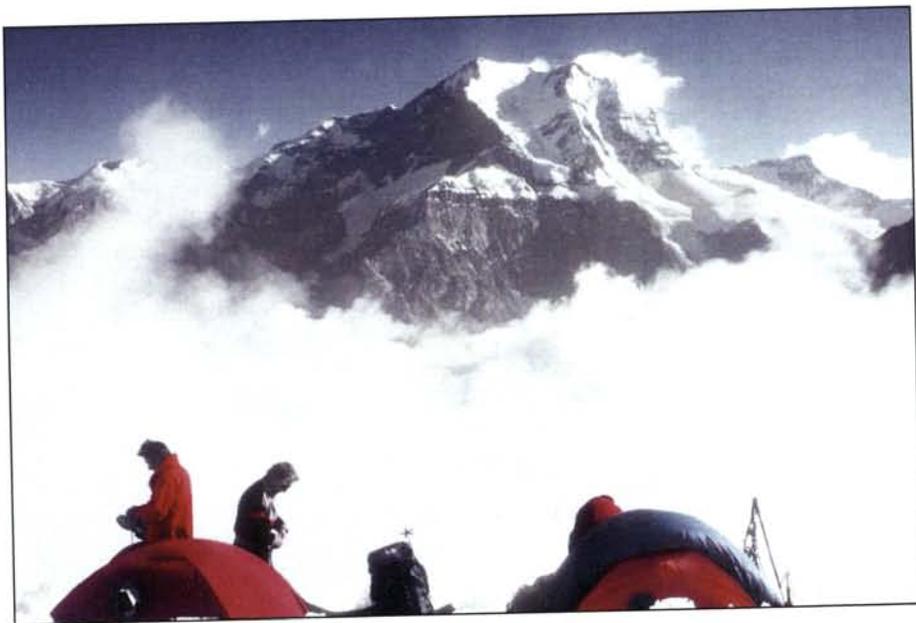


Blick vom Gipfel des Pik Kommunismus zum Pik Korshenevskaya

Über eine Stunde saßen wir an diesem sonnigen, windstillen und warmen Sommertag bei -14 °C allein auf den Gipfelfelsen, waren von Glücksgefühlen bewegt, genossen die überwältigende Aussicht aus 7495 m Höhe auf die vier großen Gletscherbecken des Pik Kommunismus und die niedrig gewordenen Berge des Pamir, über den Wolken, dem Himmel ein Stück näher. Der steile Abstieg erforderte nochmals unsere ganze Aufmerksamkeit (zumal drei Tage vorher ein Koreaner von der Gipfelwand tödlich abgestürzt war), und erst, als wir gegen 5 Uhr wohlbehalten in unserem Lager zurück waren, klang dieser große Bergtag aus.

Am nächsten Tag machten wir uns bei weiterhin schönem Sommerwetter um 11 Uhr an den insgesamt 2900 Hm langen Abstieg ins Basislager. Der mühsamste Streckenabschnitt war der Gegenanstieg 300 Hm hinauf auf den Borodkin-Kopf. Je mehr wir uns dem Talboden des Walthergletschers näherten, desto mehr spürten wir die zunehmende, wohltuende Wärme und desto mehr freuten wir uns auf den ersten Gletscherbach. Gegen ½9 Uhr kamen wir im Moskwina-Lager an. Die Bergführer begrüßten uns anerkennend, und – was wir weitaus mehr schätzten – die Küche bereitete uns

hungrigen noch ein sehr gutes Essen. Zum Ende unserer Expedition wurde es ein langer Abend. Ein Tag blieb uns noch im Moskwin-Lager, uns zu erholen und zu pflegen, die Sauna zu besuchen und zu packen.



Der Pik Korshenevskaya vom Lager IV am Pik Kommunismus aus

Heimreise

Die russische Lagerleitung hatte die Bewegung der verschiedenen Bergsteigergruppen an den Bergen auf einem großen Plan registriert. In diesem Jahr war es von den insgesamt 100 Bergsteigern im Basislager nur neun Bergsteigern vergönnt, die beiden 7000er-Gipfel Pik Kommunismus und Pik Korshenevskaya zu erreichen. Wir waren drei davon.

Die DDRler waren drei Tage vor uns abgereist, so dass wir uns nicht mehr voneinander verabschiedeten. (Peter fand nach dem Fall der Berliner Mauer und des Eisernen Vorhangs die Adresse des Chemnitzer Bergsteigers heraus und steht mit ihm seitdem in freundschaftlicher Verbindung.)

Am 9. 8.1985 traten wir die Heimreise an, die umgekehrt wie die Anreise verlief: mit dem Hubschrauber zum Atchiktash-Lager am Pik Lenin, am nächsten Tag nach Osch und Flug nach Moskau, ein Tag in Moskau, am nächsten Tag Flug nach Berlin-Schönefeld und mit Interzonen-Nachtzug von Berlin nach München, Ankunft in München am 13.8.1985 morgens.

P. B.

Broad-Peak-Expedition 1986

Die ASM-Broad-Peak-Expedition 1986 war noch eine der selbst organisierten, nicht kommerziellen Himalaya- und Karakorum-Expeditionen alten Stils. Das Wagnis, eine derartige Expedition zu unternehmen, gingen wir aufgrund der positiven Erfahrungen der vorausgegangenen ASM-Expeditionen 1977 zum Kun, 1980 zum Mount Ghent und 1983 zum Kanguru ein. Die ASM-Pamir-Expedition 1985 war zusätzlich ein Test auf unsere Höhengtauglichkeit gewesen, die wir für den Broad Peak brauchten.

Die vier Teilnehmer der Pamir-Expedition Franz Piffel, Axel Matschas und Peter Brill von der ASM und Klaus Schumann von der Sektion München warben um weitere Teilnehmer an der Broad-Peak-Unternehmung. Franz konnte als Expeditionsarzt Kurt Lincke, Berlin, gewinnen, der seine Frau Ulrike Krüger mitbrachte. Außerdem fuhren Max Wallner, Sektion Oberland, und Fritz Schreinmoser, Sektion Linz, mit, so dass wir insgesamt zu acht waren.

Expeditionsleiter war Franz Piffel, der die Genehmigung für den Broad Peak beim pakistanischen Tourismusministerium eingeholt hatte. In die Personenliste unserer Genehmigung nahmen wir zusätzlich eine achtköpfige Gruppe des Schweizer Reiseveranstalters Eiselin auf, die parallel mit uns unterwegs war und die Kurt Lincke ebenfalls medizinisch betreute. Die Kosten für die Genehmigung und die Besteigungsgebühr konnten wir auf diese Weise für uns halbieren.

Anreise

Unsere Reise in den Karakorum dauerte neun Wochen. Jeder von uns hatte also das Glück gehabt, dass es ihm familiär und beruflich möglich war, derart lange von daheim auszusteigen. Am 30.5.1986 starteten wir in München, und am 1.8.1986 waren wir wieder zurück. Obwohl wir 50 kg Gepäck je Teilnehmer als Luftfracht vorausgeschickt hatten, stiegen wir mit 45 kg Gepäck, davon 20 kg Handgepäck, in den Zug nach Frankfurt und in das Flugzeug nach Islamabad/Rawalpindi.

Vier Tage waren wir in Rawalpindi in Gemeinschaftsarbeit damit beschäftigt, die Anmeldung, Belehrung und Vergatterung im Tourismusministerium zusammen mit dem Verbindungsoffizier zu absolvieren, uns im Ausländermeldeamt registrieren zu lassen, das Vorausgepäck aus dem Zoll zu holen, Lebensmittel und die gesamte Küchenausstattung für das Basislager einzukaufen, eine Unfallversicherung für die Träger abzuschließen, Geld für die Bezahlung der Träger zu wechseln, zwei Busse für die Fahrt von Rawalpindi nach Skardu zu mieten usw. (Da die vom Karakorum-Highway abzwei-

gende Straße das Industal aufwärts bis nach Skardu 1982 fertiggestellt worden war, bestand seitdem diese Bus-Alternative zu dem wetterabhängigen, zeitlich ungewissen Flug dorthin.)

Die Busfahrt über die 680 km nach Skardu dauerte 20 Stunden, unterbrochen von einer Übernachtung nach 12 Stunden. Im K2-Hotel in Skardu (2280 m) trafen wir den 70-jährigen Dr. Karl Herligkoffer, der mit einer Expedition am K2 und Broad Peak unterwegs war und sich nach einem Aufenthalt in Skardu am nächsten Tag mit einem Hubschrauber ins Basislager fliegen ließ. Wir stellten im Hof des K2-Hotels aus unserem Gepäck 25 kg-Lasten zusammen und schauten nachmittags den Sandstürmen nach, die über die Sandbänke und Dünen des Industales hinwegzogen.

Anmarsch ins Basislager

Am nächsten Morgen ging es mit Geländewagen über die Indusbrücke ins Shigar-Tal mit seiner bewässerten Oase und dann weiter bis zu dem Dorf Dassu (2440 m) im Braldo-Tal, wo die Straße endete. Hier begann der 140 km lange Fußmarsch ins Basislager, und hier heuerten wir für unsere 70 Lasten 70 Träger und einen Trägerführer an.

Zwei Gehstunden oberhalb Dassu wechselte der Weg über eine Seilbrücke auf die andere Seite des Braldo-Flusses. Vor der Braldo-Schlucht war der Fluss erneut zu queren, diesmal auf zwei 5 m langen Balken, die über die schmalste Stelle der sehr engen, 40 m tiefen Braldo-Klamm gelegt waren. Nach dem Dorf Chongo und ausgedehnten bewässerten Feldterrassen gelangten wir am dritten Tage unseres Anmarsches nach Askole, das letzte, 2950 m hoch gelegene, von der modernen Zivilisation noch weitgehend verschont gebliebenen Dorf im Braldotal.

(Die in Dassu endende Straße ist inzwischen bis Askole gebaut worden, so dass die Expeditionen und Trekkinggruppen heutzutage mit Geländewagen in einem Tag von Skardu nach Askole fahren können.)

In Askole legten wir einen Rasttag ein. Der weitere Weg führte tags darauf nach 1½ Gehstunden über das schuttbedeckte Gletscherende des 60 km langen Biafo-Gletschers, der, von Westen aus dem Biafo-Tal kommend, sich noch ein Stück in das Braldo-Tal (3050 m) hineinschob. Auf dem Gletscher überquerten wir trockenen Fußes den in den Braldo mündenden Biafo-Fluss. Dagegen durchschritten wir nassen Fußes den aus dem nächsten größeren Seitental kommenden Fluss. Das Wasser ging uns bis zum Hintern, und für die Träger mit den 25-kg-Lasten war es eine Probe auf ihre Standfestigkeit. Das Ganze lohnte sich aber, weil damit ein dreistündiger Umweg über eine flussauf gelegene Seilbrücke abgekürzt wurde. Nach 1½ Tagen ab Askole erreichten wir Paiju (3370 m), den bekannten, in einem lichten Wäldchen gelegenen, ziemlich verdreckten Lagerplatz mit etwas Grün, 3 km vor dem Gletscherende des Baltoro-Gletschers (3470 m).

Wie für alle Baltoro-Expeditionen vor uns war ein Rasttag in Paiju ein Muss. Die Lebensmittel der Träger für die Etappen auf dem Baltorogletscher waren als Expeditionsgepäck bis Paiju mitgeführt worden und wurden hier an die Träger ausgegeben. Dadurch nahm das Expeditionsgepäck ab, so dass wir acht Träger entlassen konnten.



Die Gasherbrumgruppe vom mittleren Baltorogletscher aus

Mit den verbliebenen 62 Trägern und dem Trägerführer zogen wir dann in vier Tagen den berühmten, landschaftlich unglaublich schönen Weg von Paiju den Baltorogletscher hinauf in unser Basislager (4750 m) am Broad Peak. Wir schlugen unsere Nachtlager an den bekannten Lagerplätzen Liligo (3640 m), Urdokas (3970 m) und Gore (4260 m) auf, wanderten auf der Seitenmoräne ein Stück den gewaltigen, bewegten Gletscherstrom aus Eis und Schutt entlang, staunten über die Blumen am Wegesrand, bewunderten die berühmten Granitberge, Wandfluchten und Felstürme der Paiju-, Biaho-, Trango- und Bialegruppe am unteren Baltorogletscher, kamen an Gletscherseen und tief in den Gletscher eingegrabenen Bächen vorbei und waren am oberen Baltorogletscher begeistert vom Anblick der berühmten Berge Masherbrum, Gasherbrum IV und Muztagh-Turm.

Der Konkordiaplatz (4550 m), wo der Godwin-Austen-Gletscher und der Abruzzi-Gletscher zum Baltorogletscher zusammenfließen, war der landschaftliche Höhepunkt unseres Anmarsches. Der Rundblick in der einmaligen Hochgebirgsarena auf die Chogolisa-Gruppe, die Gasherbrum-Gruppe, den Broad Peak und den K2 war überwältigend. Dank des wolkenlosen

Wetters klickten die Fotoapparate ab Urdokas mehr als oft und fingen die Motive mit Trägern, Gletschern und Bergen der wohl großartigsten und eindruckvollsten Hochgebirgslandschaft der Erde immer wieder ein. Die Träger nächtigten wegen der späten Ankunft im Basislager unter den im Expeditionsgepäck mitgebrachten Zeltplanen. Nach dem Erhalt des Trägerlohns am Morgen des 20.6.1986 traten sie ebenso eilig und wie erleichtert den Rückweg nach Dassu an.



K2 und Broad Peak vom oberen Baltorogletscher aus

Im Broad-Peak-Basislager

Unser Basislager in 4750 m Höhe lag auf der Mittelmoräne des Godwin-Austen-Gletschers, dem Einstieg am Fuße des Broad Peak genau gegenüber. Bis das Lager vollständig aufgebaut und eingerichtet war, vergingen drei Tage. Die Entsorgungs- und Abwasserseite des Lagers war – wie im eine Wegstunde entfernten K2-Basislager – von der Mittelmoräne zur orographisch linken Seite hin festgelegt, die Frischwasserseite zur orographisch rechten Seite. Wir waren nicht allein im Broad Peak-Basislager: Außer uns waren die parallel mit uns operierende Expedition der Schweizer Gruppe, eine spanische Expedition, die Herligkoffer-Expedition und am Schluss eine jugoslawische Expedition auf der Mittelmoräne versammelt. Die Temperatur im Basislager betrug morgens um 8 Uhr -2 bis +2 °C, erreichte nachmittags bei schönem Wetter +14 bis +17 °C, bei schlechtem Wetter +8 bis +10 °C, sank bis abends 20 Uhr wieder auf -2 bis +2 °C ab und lag nachts bei -2 bis -5 °C.



Blick vom Basislager zum Broad Peak

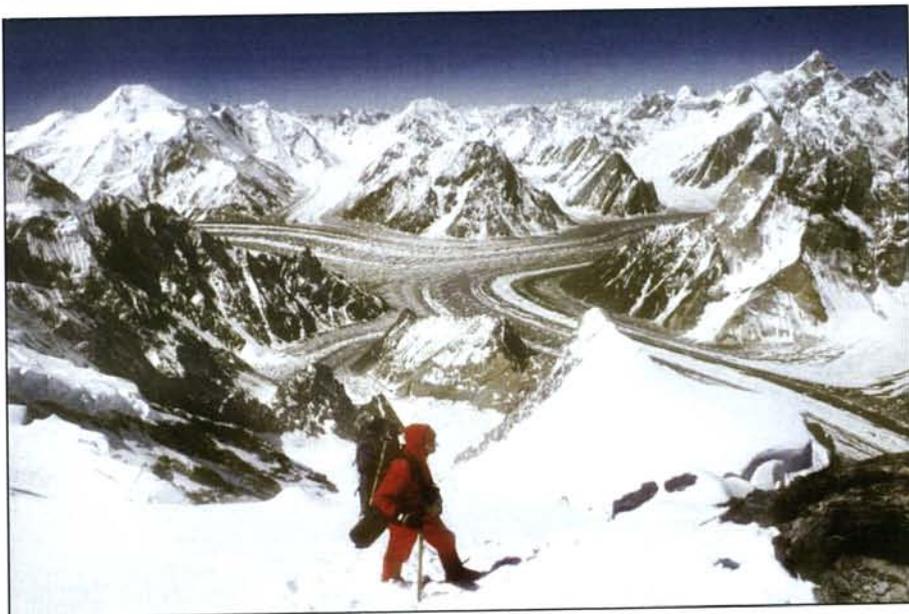
Erster und zweiter Vorstoß

Auf dem langen elf Tage dauernden Anmarsch hatten wir uns gut akklimatisiert, so dass wir am vierten Tag nach Ankunft im Basislager den ersten Vorstoß an unserem Berg unternahmen. Auf dem 1 km langen beschwerlichen Weg quer über den Gletscher zum Einstieg am Westsporn des Broad Peak waren vier Bäche zu überqueren, in die man leicht hineinfallen konnte, was auch einem von uns passierte. Die gefährliche Gletscherquerung steckten wir deshalb mit Föhnchen aus. Der gesamte Anstieg auf den Broad Peak verlief fast durchgehend in 35 – 40° steilem Fels-, Firn- und Eisgelände. Auf der steilen Rippe des Westsporns gelangten wir hinauf zum Lager I (5500 m), wo wir ein Zelt aufstellten. Fünf von uns kehrten am selben Tag wieder ins

Basislager zurück. Fritz, Klaus und Peter stiegen noch weiter zum Lager II in 6180 m Höhe auf, errichteten dort ein Zelt, stiegen dann wieder zum Lager I hinunter, übernachteten dort und begaben sich erst am nächsten Tag ins Basislager. Nach drei Ruhetagen bei schlechtem Wetter mit zeitweiligem nächtlichen Schneefall (jeweils 5 – 10 cm) erfolgte unser zweiter Aufstieg die 1420 Höhenmeter in einem Zug hinauf zum Lager II. In dem steilen Gelände bauten wir dort mit Steinen und Schutt mühsam eine weitere Terrasse und errichteten darauf ein zweites Zelt. Zur Höhenakklimatisierung schliefen wir zwei Nächte in Lager II.

Im Basislager schlossen sich zwei Ruhetage an. Am ersten Tag schneite es morgens und vormittags; mittags hörte der Schneefall auf und die Temperatur stieg deutlich an. Gegen 5 Uhr nachmittags geschah es dann: Am Broad Peak löste sich oberhalb 6000 m eine große Staubschneelawine, die neben dem Westsporn herunterpolterte, quer über der Godwin-Austin-Gletscher lief und bei uns im Basislager als Schneegestöber ankam. Der folgende Tag war ein wolkenloser, warmer Tag, an dem es bereits um 10 Uhr passierte: In 6900 m Höhe ging am Broad Peak abermals eine riesige Staubschnee-

lawine ab, donnerte die 2000 Hm den Berg herunter und verursachte im Basislager einen kurzzeitigen Schneesturm. Aus Angst vor weiteren Lawinen warteten wir einen weiteren Tag ab – bei wolkenlosem Wetter ohne Lawinen.



Blick auf den Konkordiaplatz im Aufstieg zum Lager III

Zum Gipfel

Dann wagten wir es wieder. Bei bestem Wetter stieg die erste Gruppe mit Fritz, Klaus und Peter zum Lager II, die zweite Gruppe mit Franz, Axel, Max, Kurt und Ulrike zum Lager I. Tags darauf legte die erste Gruppe ein Depot in 6700 m Höhe an, während die zweite Gruppe vom Lager I zum Lager II heraufkam.

Am folgenden Tag, der nicht mehr so schön wie der Vortag war, stieg die erste Gruppe unter Mitnahme des deponierten Materials zum Lager III auf 7200 m Höhe. Franz, Axel und Max gingen bis zu einem Lagerplatz in 6950 m Höhe, indessen stiegen Kurt und Ulrike ins Basislager ab.

Das Wetter erschien uns am nächsten Morgen mit 3/8-Bewölkung in 6000 m Höhe gut genug für einen Gipfelversuch. Überdies hatte eine dreiköpfige spanische Gruppe am Vortag in dem 20 – 50 cm tiefen Schnee zum Vorgipfel (8017 m) hinaufgespurt, was den Aufstieg wesentlich erleichterte. So brachen Fritz, Klaus und Peter am 7.7.1986 um 5 Uhr bei -16 °C zusammen mit drei Bergsteigern der Schweizer Gruppe auf. Die Anstiegsroute

verlief den steilen Gletscher teilweise durch Spaltenzonen hinauf in einen 45° steilen Tobel und aus diesem an einem Fixseil heraus in die Scharte (7850 m) am Beginn des Gipfelgrates. Auf dem Grat verlief der Weg über drei felsige Steilstufen, die an den schwierigen Stellen (III) mit Fixseilen versehen waren, zum Vorgipfel des Broad Peak. Fritz und Peter erreichten mit den drei Schweizern um 1/2 12 Uhr diesen vorderen Gipfel der langen Broad-Peak-Gipfelschneide. Es war sonnig, fast windstill und -10 °C warm. Leider war die Aussicht durch Dunst und Wolken, die bis auf Gipfelhöhe gestiegen waren, zum Teil beeinträchtigt.

Peter ging noch bis zum mittleren Gipfel (8030 m) auf der Gipfelschneide weiter, entschloss sich dort aber umzukehren, weil der Hauptgipfel in eine Wolke gehüllt war. Fritz ließ sich von dem schlechter werdenden Wetter nicht beeindrucken und ging bis zum Hauptgipfel (8047 m). Klaus kam bis knapp unter den Vorgipfel. Am nächsten Tag bestiegen Max und zwei weitere Bergsteiger der Schweizer Gruppe den Vorgipfel, während Axel wegen erfrorener Füße auf 7600 m Höhe umkehren musste. Franz fühlte sich morgens nicht gut und stieg mit Fritz, Klaus und Peter ins Basislager ab. Max und Axel kamen am nächsten Tag zurück ins Basislager.

Für Franz, Kurt und Ulrike blieben noch acht Tage Zeit, den Gipfel ein zweites Mal zu versuchen. Die drei begaben sich noch einmal zum Lager III, sahen aber am Morgen des letztmöglichen Gipfeltages wegen des durchwachsenen Wetters keine Chance auf einen Gipfelerfolg und stiegen wieder ab.

Währenddessen hatte ein Bergsteiger der Schweizer Gruppe einen leichten Schlaganfall bekommen. Außerdem färbten sich die Zehen von Axels erfrorenen Füßen immer mehr dunkelblau. Kurt stellte fest, dass die beiden Patienten möglichst schnell mit einem Hubschrauber nach Skardu gebracht werden müssten. Peter und Klaus übernahmen es, den 1 1/2-tägigen Eilmarsch zu dem Militärstützpunkt Lhungka der pakistanischen Armee zu machen, einen Hubschrauber anzufordern und dann mit dem Hubschrauber von Lhungka ins Basislager zurückzukommen, der die beiden Patienten dann nach Skardu ausflog.

Rückmarsch und Heimreise

Am 19.7.1986 traten wir mit 28 Trägern und einem Trägerführer den sieben-tägigen Rückmarsch nach Dassu an. Während dieser Woche war das Wetter schlecht: Der Himmel war bedeckt, nachts regnete es häufig und tagsüber gab es Regenschauer. Das passte ein bisschen zu unserer zu Ende gehenden Expedition. An den heißen Quellen vor Chongo kamen wir nicht vorbei, ohne ein Bad in dem 38 °C warmen Wasser zu nehmen. In Dassu zahlten wir die Träger aus und fuhren noch am selben Tag mitsamt unserem Gepäck mit zwei Geländewagen nach Skardu. Wir organisierten

dort den Transport unseres Expeditionsgepäcks mit einem Bus nach Rawalpindi. Die 20-stündige Busreise uns ersparend, legten wir selbst die Strecke im Flugzeug in einer Stunde zurück.

In Rawalpindi lieferten wir das Expeditionsgepäck bei einer Spedition am Flughafen für den Rücktransport nach München ab, erledigten die Abmeldung beim Tourismusministerium und Ausländermeldeamt, kauften ein paar schöne Sachen zum Mitbringen ein, machten noch einen Tagesausflug nach Lahore und traten am 1.8.1986 den Heimflug nach München an.

P.S.: Der Gipfelerfolg am Broad Peak bestätigte mir eine gute Höhenverträglichkeit und ließ mich nach weiteren hohen Zielen schauen. Meiner Frau Doris habe ich oftmals zu danken, dass ich die Freiheit und letztendlich auch das Glück hatte, nach dem Broad Peak auch noch 1990 den Gasherbrum II, 1995 den Cho Oyu und 1997 die Shisha Pangma besteigen zu können.

P. B.



Teleaufnahme von Broad Peak und Gasherbrum IV vom unteren Baltorogletscher aus

Erfolge, Misserfolge und Erfahrungen an drei Achttausendern

von Richard Brill

Die Schilderungen meines Vaters und seiner Freunde über ihre Expeditionen zu den Achttausendern im Himalaya und Karakorum faszinierten mich sehr, und sie wurden allmählich mein großer Traum.

Mein Vater, Karl Hub und Fritz Schreinmoser nahmen mich im Sommer 2000 das erste Mal auf eine Expedition in den Pamir zum Pik Lenin (7134 m) mit. Es war eine großartige Erfahrung, auf einer Expedition dabei zu sein. Unvergessen sind die Atmosphäre im Basislager, der Ausblick auf die Gletscher und schneebedeckten Hänge, auf die Grate und Gipfel, an denen der Sturm Schneefahnen aufgezogen hatte, unvergessen die mühsamen Anstiege im bauchtiefen Schnee, der Aufbau des obersten Lagers mit einer Schneemauer als Windschutz und schließlich der erfolgreiche Gipfeltag.

Nach der Pik-Lenin-Expedition konzentrierte ich mich auf mein Medizinstudium. Gegen Ende des Studiums ergab sich in Verbindung mit meiner Ausbildung zum Staatlich geprüften Berg- und Skiführer die Möglichkeit, bei einer Expedition an die Shisha Pangma (8013m) als Bergführerassistent und Arzt dabei zu sein.

Shisha Pangma

Die Expedition in der Vormonsunzeit 2004 startete in Kathmandu. Weil Maoisten die Straße nach Tibet gesperrt hatten, musste die Expedition mit einem Hubschrauber an die chinesisch-tibetische Grenze fliegen. Von dort ging es mit Geländewagen auf die Hochebene Tibets hinauf und weiter an die Nordseite der Shisha Pangma. Zusammen mit den Yaks, die das Expeditionsgepäck trugen, wurde das Basislager (5650 m) in zwei Tagesmärschen erreicht.

Dank der anfangs idealen Wetter- und Schneebedingungen erfolgte der Aufbau von Lager I (6350 m), Lager II (6900 m) und Lager III (7350 m) in kurzer Zeit. Leider wurde das Wetter dann schlecht und erzwang eine dreiwöchige Pause im Basislager. In dieser Zeit freundete ich mich mit den Schweizer Bergführern an, die auch Teilnehmer der Expedition waren, besonders mit Gianni Goltz und Erwin Jacomet.

Durch die lange Schlechtwetterperiode lief uns die Zeit für den Berg davon. Als das Wetter endlich besser wurde, blieb noch eine Woche für die Gipfelbesteigung. Karl Gabl von der Wetterdienststelle Innsbruck hatte für diese

Woche eine Schönwetterperiode vorhergesagt, die auch eintrat. Wegen der fehlenden Höhenakklimatisierung – jeder hatte nur eine Nacht in Lager I geschlafen – traute sich nur ein Teil der Leute eine schnelle Gipfelbesteigung zu. Die verbliebenen Gipfelaspiranten stiegen die Lagerkette bis ins Lager III auf. Am Gipfeltag blieb wiederum ein Teil der Leute in Lager III, und nur vier Schweizer Bergführer und ich selbst brachen zum Gipfel auf.

In 7800 m Höhe querten wir den breiten, häufig lawinengefährlichen Hang hinauf zum Hauptgipfel (8013 m). Gianni Goltz spürte die Querung, an deren Ende noch eine schwierige Strecke über Blankeis zu bewältigen war. Das war wie ein Tanz auf dem Eis. Der Blick vom Gipfel auf die tibetische Hochebene und den Mount Everest am Horizont war atemberaubend. Bei einsetzendem Sturm, der vorhergesagt war, stiegen wir ab. Zum Glück ging alles gut. Am nächsten Tag waren wir wieder im Basislager, und vom geschützten Zelt aus ging der Blick nochmals nach oben zum Gipfel und auf die eindrucksvollen Schneefahnen.



Auf dem Gipfel der Shisha Pangma

Nach der Shisha-Pangma-Expedition schloss ich mein Medizinstudium ab und trat eine Stelle als Arzt in einem Krankenhaus an. Parallel dazu legte ich die Prüfung zum Staatlich geprüften Berg- und Skiführer ab. In dieser Zeit entwickelte sich auch die mit den beiden Bergführern Gianni Goltz und Erwin Jacomet entstandene Freundschaft weiter.

Dhaulagiri

Mit Gianni Goltz fasste ich Anfang 2007 den Entschluss, erneut in den Himalaya zu fahren, diesmal zum Dhaulagiri (8167 m). Wir organisierten die Reise privat und fuhren bei einer internationalen Expedition mit.

Der acht Tage dauernde Anmarsch verlief durch imposante Schluchten und steile, einsame, ursprüngliche, touristisch unerschlossene Gebiete. In der Vormonsunzeit 2007 waren vergleichsweise wenig Bergsteiger am Dhaulagiri, die sich auf fünf Expeditionen verteilten.

Gianni und ich waren mit die ersten, die Lager I und II aufbauten und die ersten Meter zwischen Lager II und Lager III versicherten. Das Lager II stand extrem lawinengefährdet. Wegen des windigen Wetters und vielen Neuschnees war Lager II fast immer tief mit Schnee zugedeckt, so dass bald keines der zehn dort stehenden Zelte unbeschädigt war. Zum Ende der Expedition wurde das Lager II durch eine Lawine zerstört.

Nach dem Aufbau der Lager I und II stiegen wir ins Basislager ab und warteten auf gutes Wetter. Mit dem Beginn der nächsten Schönwetterperiode machten wir uns wieder auf den Weg Richtung Gipfel. Beim Aufstieg vom Lager II zum Lager III trafen wir den bekannten japanischen Bergsteiger Inaki Ochoa, der vom Gipfel kam und einen leicht verwirrten Eindruck machte. Er hatte beim Abstieg seinen Freund verloren, der am Lager III über die Ostwand hinabstürzte und unterhalb des Lagers II liegen blieb. Inaki wusste noch nicht, dass sein Freund den Absturz fast folgenlos überlebt hatte, dass er biwakierte und am nächsten Tag allein ins Basislager absteigen konnte.

Gianni und ich setzten den Aufstieg nach Lager III an zum Teil völlig zerstörten Fixseilen aus den Vorjahren fort. Wir hatten unser Zelt in Lager III (7400 m) aufgebaut, als einige Zeit später noch zwei Spanier und eine italienische Gruppe eintrafen. Eine Italienerin und ihr Partner hatten – wie sie sagten – vergessen, ein Zelt ins Lager III mitzubringen. Gianni bot der Italienerin großzügig an, bei uns in unserem kleinen Zelt zu schlafen. Am nächsten Morgen bereitete sie als erste für sich Tee und verließ kurze Zeit später das Zelt. Anschließend kochte Gianni seinen Tee. Für mich blieb keine Zeit mehr, um Wasser heiß zu machen; ich ging als letzter mit nur einer am Vorabend gefüllten Thermoskanne den Gipfel an. Am Beginn der Traverse in 7600 m Höhe drehte ich um, weil ich unverhältnismäßig langsam und die Zeit weit fortgeschritten war.

Den Rest des Tages verbrachte ich im Zelt mit den üblichen Dingen wie Schnee Schmelzen, Kochen und Essen. Am späten Nachmittag kam noch eine Schweizerin von der spanischen Expedition ohne Zelt und Schlafsack ins Lager. Sie suchte ein niemals aufgebautes Zelt von Inaki zum Übernachten. Angesichts ihrer schwindenden Kräfte ließ ich sie nach Sonnenuntergang letztendlich in unser Zelt. Um Mitternacht kehrten Gianni, die

Spanier und die italienische Gruppe vom Gipfel zurück. In der steilen Gipfelrinne war ein Italiener ausgerutscht und tödlich abgestürzt. Die Gruppe war völlig erschöpft, einige hatten Erfrierungen. Am nächsten Morgen dauerte es ewig, bis die Gruppe zum Abmarsch bereit war. Zwei Italiener, die inzwischen vom Lager II heraufgekommen waren, verzichteten auf einen Gipfelanstieg, als sie hörten, was passiert war, und halfen der Frau des verunglückten Italieners hinunter bis ins Basislager. Gianni und die beiden Spanier stiegen etwas später ab.



Dhaulagiri-Gipfel vom Lager I

Am folgenden Tag brach ich mit der Schweizerin und drei Russen Richtung Gipfel auf. Über Nacht hatte es erneut geschneit. Der Grat war abgeblasen, dafür lag der Schnee in der Traverse und in der Gipfelrinne umso tiefer. Die Spurarbeit kostete ab der Querung viel Kraft; dementsprechend ging es nur sehr langsam weiter. Als die Sonne unterging, waren wir erst am Beginn der Gipfelrinne auf 8000 m. Bei hereinbrechender Nacht und aufgehendem Vollmond spürten wir Schritt für Schritt hinauf. Am Ende der Rinne waren es nur noch einige Meter auf dem fast waagerechten Grat, bis wir endlich gegen 20 Uhr glücklich auf dem Gipfel standen. Einer der Russen machte mit meinem Fotoapparat ein Gipfelbild von mir mit dem Vollmond im Hintergrund.

Dann machten wir uns auf den Rückweg. Im unteren Teil der Gipfelrinne kam uns die sehr langsam gewordene Schweizerin entgegen. Sie litt an Erschöpfung, und ich versuchte deshalb, sie zum Umkehren zu bewegen. Aber sie wollte nicht umdrehen, sie stieg weiter auf. Die drei Russen stiegen weiter ab. Ich befürchtete dagegen, dass sie den Abstieg ins Lager III allein nicht mehr schaffen würde. Am Fuß der Gipfelrinne wartete ich deshalb, bis sie sich auf den Gipfel hinaufgequält hatte und wieder heruntergekommen war.

Der Abstieg mit ihr in der Vollmondnacht zum Lager III wurde sehr, sehr mühsam. Trotz massiver Hilfe und Spurarbeit stand es auf der Kippe, ob ich die Schweizerin bis ins Lager III bringen würde. Am nächsten Morgen stiegen die drei Russen so schnell wie möglich ab. Ich blieb mit der erschöpften Schweizerin noch im Lager III und stieg mit ihr erst am nächsten Tag nach fünftägigem Aufenthalt auf 7400m bei schlecht gewordenem Wetter in starkem Schneetreiben ins Basislager ab.

In Höhen über 7500 m, wo jeder an seiner Grenze unterwegs ist, stellt sich in schwierigen Situationen oft die Frage der Ethik und Menschlichkeit, aber auch die Frage der eigenen Sicherheit und des eigenen Überlebens. Leben und Sterben trennt über 7500 m nur ein schmaler Grat. Man sollte immer auf der richtigen Seite des Grates gehen.

Mount Everest

Im folgenden Jahr 2008 tat sich die Gelegenheit auf, mit meinem Freund Gianni Goltz im April und Mai als Teilnehmer einer Schweizer Expedition an den Mount Everest zu fahren. Gianni und ich wollten den Mt. Everest ohne künstlichen Sauerstoff besteigen. Bei der Expedition war auch ein Team des Schweizer Fernsehens mit von der Partie, um einen Film über die Sherpas am Mount Everest zu drehen.

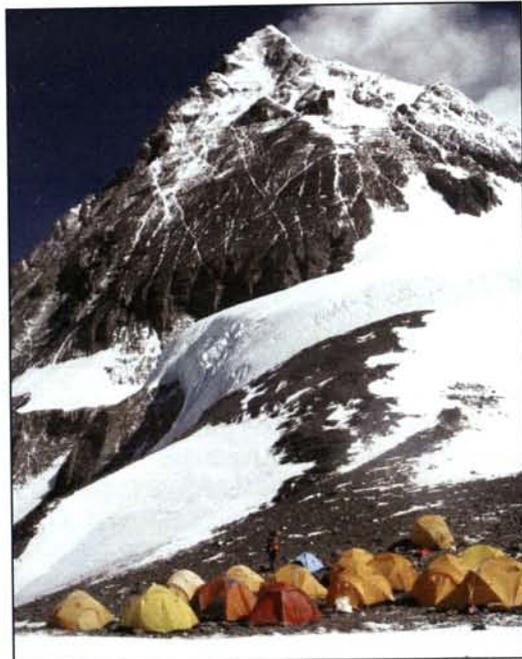
Die Expedition begann in Kathmandu. Wie üblich ging es mit dem Flugzeug nach Lukla und von dort auf der Trekking-Route über Namche Bazar, das „Zermatt“ des Khumbu-Tales, hinauf zum Everest-Basislager. Dank des schönen Wetters bot der Anmarsch phantastische Ausblicke zum Ama Dablam und zum Lhotse, Everest und Nuptse.

Im Basislager (5300 m) auf dem schuttbedeckten Khumbu-Gletscher beeindruckte der Blick auf den mit vielen Leitern gespickten Khumbu-Eisfall. Die Sherpas hatten den Eisbruch bereits versichert und das Basislager errichtet. Sie bauten nun die Zelte in den Lagern I (5900 m), II (6400 m), III (7300 m) und IV (7900 m) auf und versicherten die Aufstiegsroute bis zum Gipfel. In den Lagern III und IV stapelten die Sherpas die Sauerstoffflaschen, wie man bei uns Ster Holz stapelt. In den beiden ersten Wochen im Basislager akklimatisierten wir und richteten uns bis zum Lager II ein. Dann trat vom 1. bis 10. Mai eine Sperrung des Mt. Everest oberhalb des Basisla-

gers ein. Die Chinesen trugen in dieser Zeit das olympische Feuer für die olympischen Spiele in Peking von der Nordseite auf den Mt. Everest, sie wollten auf dem Everestgipfel keine Proteste erleben und hatten die Sperrung des Berges auf der nepalesischen Seite durchgesetzt.

In dieser Zeit, die für die Höhenakklimatisation sehr wichtig gewesen wäre, vergingen die Tage im Basislager quälend langsam. Am ersten Tag nach der Sperrung, am 11. Mai, zogen dann alle Expeditionen und alle Sherpas auf einmal los. Bereits um 4 Uhr morgens war der Khumbu-Eisbruch überfüllt. Das war Massentourismus am höchsten Berg der Erde mit einer nicht enden wollenden Schlange, die sich langsam bergauf wand. Ein Überholen war kaum möglich, und an den neuralgischen Punkten, vor allem an den Leitern, bildeten sich immer wieder Staus mit längeren Wartezeiten.

Gianni und ich stiegen an diesem ersten Tag nach Aufhebung der Sperrung vom Basislager zum Lager II auf, übernachteten dort, stiegen am darauf folgenden Tag weiter zum Lager III, übernachteten zur Akklimatisation auch dort einmal und stiegen wieder ins Basislager ab. Mit dieser Vorbereitung konnten wir bei der nächsten Schönwetterperiode an einen Gipfelversuch denken. Wir sichteten nun die Wetterberichte für den Mt. Everest aus der Schweiz und von der Wetterdienststelle Innsbruck. Für die Tage vom 20. bis 22. Mai wurde sehr gutes Wetter vorhergesagt. Wir brachen mit unserer Schweizer Expedition und vielen anderen Bergsteigern am 18. Mai vom Basislager in Richtung Gipfel auf. Wie gewohnt gingen wir durch den versicherten Eisbruch und stiegen zum Lager II. Am nächsten Tag folgten wir der viel begangenen Route ins Lager III. Gianni und ich waren allerdings gegenüber unserem ersten Anstieg zum Lager III deutlich langsamer.



Lager IV am Südsattel mit Mt. Everest-Südgipfel

Am nächsten Morgen erwischten wir beim Frühstück offenbar etwas Schlechtes und mussten uns beide übergeben. Trotzdem machten wir uns auf den langen Weg zum Südsattel. Wir waren nicht die

schnellsten auf der Strecke. Anstatt mittags kamen wir erst am frühen Nachmittag im Lager IV an. Wegen der Verspätung entschloss ich mich, anders als Gianni, einen Tag zuzuwarten und nicht, wie allgemein üblich, gleich am Abend die Gipfeletappe anzugehen.

Gianni startete um 20 Uhr zwei Stunden vor den mit Sauerstoff gehenden Bergsteigern unserer Schweizer Expedition. Als die Schweizer Kameraden vom Gipfel bereits zurück im Lager IV waren, erreichte Gianni den Gipfel ohne künstlichen Sauerstoff. Der Rückweg wurde für den immer schwächer werdenden Gianni lang, zu lang, und trotz der Unterstützung durch Sherpas, Sauerstoff und Medikamente schaffte er den Abstieg nur bis zum Balkon auf 8480 m Höhe, wo er sitzen blieb.

Nachmittags, als die Gipfelbesteiger unserer Schweizer Expedition schon bis Lager II abgestiegen waren, erhielt ich in meinem Zelt den Funkspruch, dass es Gianni sehr, sehr schlecht gehe und er unbedingt Hilfe brauche. Mit Sauerstoff, Medikamenten und einem Sherpa machte ich mich so schnell wie möglich auf den Weg hinauf zu Gianni. Als wir den Abstieg vom Balkon begannen, war es bereits dunkel, und der Lichterwurm der Gipfelaspiranten für den nächsten Tag kam uns auf der Fixseilpiste schon entgegen. Mit dem entkräfteten Gianni und wegen des uns ständig behindernden Gegenverkehrs bewegten wir uns nur sehr langsam nach unten. Ich sicherte Gianni, wenn wir den am Fixseil heraufkommenden Leuten ausweichen mussten. Als wir um ca. 4 Uhr morgens den Südsattel erreichten, passierte das für mich Unfassbare: Einige Meter hinter mir brach Gianni zusammen und starb – weniger als 20 Minuten vom rettenden Lager IV entfernt. Es war das erste Mal für mich, dass ich einen Freund so unvermittelt in den Bergen sterben sehen musste.

Alle Bemühungen waren vergebens Ich stieg ab, mit unsicheren Beinen und mit vielen Gedanken im Kopf, die sich immer wieder im Kreise drehten



Die Sherpas bestatteten Gianni in einem aus Steinen aufgeschichteten Grab am Südsattel.

Das Leben geht weiter, und die Berge stehen noch lange. Wann es wieder dorthin geht, steht in den Sternen. Wer aber die Faszination der hohen Berge einmal erlebt hat, wird immer wieder dorthin fahren ...

Medizin an hohen Bergen

Frei sein oder sich frei fühlen?

von Rolf Schöpl

Eigentlich mied der Mensch die hohen Gebirge, die als Sitz von Geistern, Dämonen und Göttern angesehen wurden, sodass sich zu diesen heiligen Gipfeln vor allem Priester und Tempelbauer Zugang verschafften, ihnen folgten Abenteurer, Missionare, Eroberer, Reisende und Händler, Hirten, Jäger und Bauern, die dem Siedlungsdruck der Ebenen auswichen und die so genannten Hochlandvölker – Tibeter, Andenbewohner und Bewohner des äthiopischen Hochlandes - bildeten.

Auch Überquerungen unserer Alpen lassen sich aus der Verteilung der Handelsgüter (Waffen, Schmuck, Mineralien) in frühe Zeit datieren (späte Jungsteinzeit), mit dem Sensationsfund (1991) des Mannes vom Hauslabjoch (besser Tisenjoch) und der gebietsüberschreitenden Forschung zur Lösung des Mordfalles des Ötzi 33 Jahrhunderte vor Christus („denn der Schuss von hinten her beweist's“ – Beziehungstat?).

Steinzeitfunde aus dem tibetischen Hochland weisen auf früheste Besiedlung hin, mit dem Ergebnis einer bezüglich physiologischer Adaptation (Sherpas mit deutlich besserer Atemantwort auf Sauerstoffmangel), bedingten genetischen Veränderung im Vergleich zu den Andenbewohnern, die auch im Hinblick auf die Entwicklung eines Höhenlungenödems bei Wiedereintritt in große Höhen deutlich gefährdeter sind. Bereits frühe Beschreibungen der Höhenerkrankung infolge höher gelegener Siedlungsgrenzen („Kopfschmerzberge“) und subjektives Erleben der Indios (versus spanische Eroberer), sowie die Erkenntnis notwendig tiefer gelegener Schlafstätten (im Vergleich zum höher liegenden Arbeitsplatz als Minenarbeiter), geben dem Krankheitswert Ausdruck. Aber erst nach Besteigung des Montblanc (1786) wurde der abnehmende Luftdruck als Ursache der Höhenkrankheit vermutet, die physikalische Grundlagen (Torr, Pascal, atm, bar) wurden erarbeitet, der Sauerstoff 1777 als das zum Leben notwendige Gas identifiziert. Der Luftdruckabfall mit der Höhe erfolgt abhängig von der Gravitationskraft und der Wärmestrahlung exponentiell, unabhängig von der Höhe bleibt der Sauerstoffanteil bei jeweils 21%. Der Barometerdruck wird zusätzlich beeinflusst durch die geographische Breite, durch die Außentemperatur und die Jahreszeit. Würde der Mount Everest (28 Grad N) äquatorfern auf der geographischen Breite des Mount Mc.Kinley (63 Grad N) liegen, wäre eine Besteigung ohne künstlichen Sauerstoff nicht denkbar.

Angetrieben durch den Wettlauf der Briten zum dritten Pol (Himalaya) wurden im Vorfeld wichtige höhenphysiologische Grundlagen erarbeitet, die letztendlich zum Erfolg mit der Besteigung des Everestgipfels (1953) führten. Höhenmedizin und schon in spärlichen Ansätzen vorhandene Bergrettungsmedizin (Bergung und Versorgung) waren die Basis der Alpinmedizin, die mit Spezialisierung und Breitenwirkung dem Megatrend ins Gebirge zu folgen versuchte, z.B. Nepal 2008 eine halbe Million Auslandstouristen, davon 70 % Höhentouristen, die von einem entsprechenden Heer Tourismusdienstleistender begleitet werden, die sich alle mit dem entsprechenden Höhenrisiko auseinandersetzen müssen.

Im Gegensatz zum Boom des kommerzialisierten Expeditions- und Trekkingtourismus („zu den Turngeräten der Eitelkeiten?“) ist die lokale medizinische und rettungstechnische Infrastruktur erschütternd, auch der Expeditions/Trekking-Arzt wird die Vollversorgungsmentalität und die Vorstellung hier bestehender medizinischer Infrastrukturen beim besten Willen nicht ausgleichen können. Bereits in der Vorbereitungsphase müssen individuelle Gesundheitsmerkmale, physische Leistungsfähigkeit der Teilnehmer im Hinblick auf das Besteigungsvorhaben, das Höhenprofil, mit der sich daraus ergebenden Akklimatisationstaktik unter ständiger Förderung der notwendigen Eigenverantwortung (notwendige Impfungen, Nahrungsmittel- und Wasserhygiene) in Einklang gebracht werden, um wenigstens zu einer Risikominimierung zu kommen.

Alpine Sportarten sind Bergwandern, Bergsteigen und Hochtouren, Trekking, Klettern, Skitouren, Expeditionsbergsteigen, sie werden gefolgt von einem Gesundheitstourismus und Alpin-medical-wellness, die eine durchaus nicht zu unterschätzende, allgemein gesundheitliche und gesundheits-erhaltende Bedeutung haben. Im Alpenraum, hauptsächlich in mittleren Höhen zwischen 1.500 und 2.500 m sind es 40 Millionen, weltweit 100 Millionen, die diese Gebiete aufsuchen, darunter auch Ältere, chronisch Kranke, die in ihrer Basisleistungsfähigkeit beeinträchtigt sind, aber auch Kinder und Schwangere, für die andere Anpassungsmechanismen und Risiken bestehen.

Physikalische und physiologische Größen ändern sich näherungsweise pro 1.000 Höhenmetern (wie folgt), wobei die alpinen Höhenlagen von 1.500 bis 2.500 m als mittlere Höhe bezeichnet werden, letztere ist die so genannte Schwellenhöhe, bei der physiologische Sofortreaktionen und die Phase der Akklimatisation beginnen. Die großen Höhen reichen bis 5.300 m, bis hierher ist eine verlässliche Akklimatisation möglich, darüber eine nur zeitlich begrenzte Anpassung, oberhalb von 7.000 m beginnt auch unter besten äußeren Bedingungen der langsame Höhentod durch Absinken der arteriellen Sauerstoffsättigung, Unterkühlung, Unterzuckerung und Flüssigkeitsverlust mit schwerem Embolie- und Erfrierungsrisiko.

Zurück zu unserer Übersicht: Pro 1.000 Höhenmeter sinkt der Atmosphärendruck um rund 10% (Seehöhe 760 mm Hg - Flugzeugkabine knapp 600 mm Hg - Montblanc-Höhe 430 mm Hg, Everesthöhe 250 mm Hg). Unabhängig von der Höhe bleibt der Sauerstoffanteil bei 21% (auf Meereshöhe circa 160 mmHg), sinkt pro 1.000 Höhenmeter um 17 mm Hg in der eingeatmeten Luft, beträgt also auf Everesthöhe nach der Alveolargleichung wegen des verminderten Kohlendioxidanteils im Blut noch circa 40 mm Hg, sodass gerade noch der kritische Druckgradient von 10 - 12 mm Hg vorhanden ist, der den Sauerstoff in der letzten Kaskadenstufe von den Blutkapillaren durch die Gefäß- und Zellwände hindurch in das Plasma der Mitochondrien (Kraftwerk der Zelle, ATP-Produktion) ermöglicht. Nur durch hauptsächlich maximale Hyperventilation und Erhöhung des Herz-Minutenvolumens (hauptsächlich durch die Herzfrequenz) sowie andere physiologische Parameter (Linksverschiebung der Sauerstoffbindungskurve, Erythropoetin-(EPO)-Ausschüttung und anderes, ist die relative maximale Sauerstoffaufnahme gewährleistet, in größeren Höhen ist der limitierende Faktor aber der rein aerobe Nutzungsgrad bei circa 70 - 80 % liegend, wohl verstanden nach erfolgter Akklimatisation. Die Leistungsfähigkeit nimmt circa um 25 % pro 1.000 Höhenmeter ab, sodass auch bei bestem Trainingszustand in extremen Höhen nur noch 100 bis 125 Meter Steigleistung möglich sind. Die Hyperventilation (Sauerstoffmangel bedingte, gesteigerte Atemantwort) ist hauptsächlich genetisch fixiert, unabhängig vom Trainingszustand, vom Geschlecht und vom Lebensalter, gemindert z.B. durch bestimmte Medikamente und Alkohol. Die Wasserdampfsättigung der eingeatmeten Luft sinkt exponentiell, schon in 2.500 m Höhe ist sie auf ein Viertel des Wertes auf Meereshöhe abgefallen. Zur Wasserdampfsättigung der trockenen Einatemungsluft benötigt man rund 200 ml/Stunde, zusätzlich zu den Wasserverlusten durch Schwitzen zur Wärmehaushaltsregulation. Der Temperaturabfall pro 1.000 Höhenmeter beträgt circa 7°, wobei bekanntermaßen Kälteexposition durch den Wind (z.B. wind chill Außentemperatur 0°, Windstärke 3, gefühlte Temperatur entsprechend minus 9°). Die Primärhilfe liegt hierbei in der Herstellung einer windstillen Situation durch Mehrschichtenkleidung, Biwaksack obligat oder Schneehöhle.

Die drei klassischen Höhenerkrankungen, die klinisch im Vordergrund stehen, sind AMS (acute mountain-sickness = akute Bergkrankheit), HAPE (high altitude pulmonary edema = Höhenlungenoedem) und HACE (high altitude cerebral edema = Höhenhirnoedem) sind Ausdruck eines subakuten Sauerstoffmangels bei mangelhafter Höhenakklimatisation, die meist durch eine unzureichende Höhentaktik oberhalb der Akklimatisationsschwelle von 2.500 m bedingt sind. Oberhalb von 5.300 m erfolgt wie gesagt keine komplette Akklimatisation mehr, obwohl die subjektive Befindlichkeit noch gut sein kann. Akklimatisation ist vornehmlich bestimmt durch das Prinzip der Unterforderung, z.B. ein Gehtempo im Eins-Zwei-Rhythmus, Pulsobergrenzen um 120 bis 140 Schläge pro Minute, ein nicht größerer Schlafhöhenun-

terschied als 400 Meter pro Tag. Ist der Schlafhöhenunterschied größer als 600 Meter sollten zwei Nächte in dieser Höhe verbracht werden. Die kritische Phase der verminderten Sauerstoffsättigung ist während des Schlafes. Jeder kann höhenkrank werden, aber niemand muss daran sterben. Niemand muss höhenkrank werden, wenn er die Akklimatisationsregeln beherzigt (Himalaya rescue association). Die Akklimatisationszeiten betragen für die Höhe von 4.000 m etwa drei bis sechs Tage, für 5.000 m in stufenweiser Akklimatisation vierzehn Tage. Auf der klassischen Everest-Trekkingroute sind in Namche Bazar (3.400 Meter) rund 30% höhenkrank. Jeder zusätzliche Tag der Akklimatisation führt zu einer linearen Risikominderung von 18%.

Das Leitsymptom der akuten Bergkrankheit (AMS) ist der Kopfschmerz, Zusatzsymptome sind ein Ruhepulsanstieg von mehr als 20 %, Müdigkeit, Appetitlosigkeit, verminderte Tagesurinmenge und Neigung zur Oedembildung (besonders Augenlider). Die akute Höhenkrankheit tritt meist mit einer Latenz von 6 bis 48 Stunden nach Höhenexposition auf. Neben der genetischen Disposition für die Bergkrankheit, die aber bei fehlender Vorgeschichte individuell nicht erkennbar ist, scheint die arterielle Sauerstoffsättigung (mit dem Pulsoxymeter) unter Belastung (im Rahmen eines Leistungstests) aussagekräftiger zu sein. Die akute Bergkrankheit ist häufig, die Behandlung bei Erkennung der Frühsymptome jedoch unschwierig. Es gibt Eigen- und Fremdbeurteilungsscores (Lake Louise-score) um mögliche Frühsymptome zu erfassen, die dem Betroffenen aufgrund einer sauerstoffmangelbedingten Einschränkung der Hirnleistung nicht kritisch bewusst oder (wegen der Gefährdung des Bergziels) bagatellisiert werden. Dazu dient auch der Partnercheck. Bezüglich der Schlafhöhendifferenzen sollten die Höhenprofile kommerzieller Anbieter besonders kritisch beurteilt werden, häufig sind sie aus Termin- und kommerziellen Gründen unzureichend und gefährdend.

Das Leitsymptom des Höhenlungenoedems (HAPE) ist der plötzliche Leistungsabfall, zusätzlich mit Ruheatemnot einer hohen bis höchsten Herzfrequenz sowie sichtbare Zeichen mangelnder Sauerstoffversorgung der Peripherie sowie der nicht immer vorhandene, aber wenn dann typische Auskultationsbefund der Lunge (durch den Arzt). Es handelt sich hierbei um eine Wasseransammlung in den Lungen (nicht wie im Tiefland auf dem Boden einer Herzerkrankung), sondern durch Anstieg des arteriellen Lungengefäßwiderstandes ursächlich durch den Sauerstoffmangel. Der dramatische Abfall der Sauerstoffsättigung (mittels Pulsoxymeter) ist ein zusätzlicher Hinweis dafür. Das Höhenlungenoedem beginnt typischerweise in der zweiten Nacht in einer neuen Höhe bzw. in der vierten Nacht nach Überschreiten der Schwellenhöhe (somit auch durchaus auf hoch gelegenen Westalpen-Hütten möglich). Besonders Kälteeinfluss und Pressarbeit (Kletterstellen) erhöhen den Lungenarteriendruck dramatisch. Die Todesrate liegt beim Höhenlungenoedem unbehandelt bei 25 %, bei Höhenhirn-

oedem bei 40 %. Jede Erkrankung in der Höhe gilt – da sich unter den gegebenen Umständen Differentialdiagnosen nicht mit Sicherheit ausschließen lassen – als Höhenerkrankung und bedarf der Einleitung entsprechender Behandlungsmaßnahmen (siehe unten). Für das Höhenlungenoedem sind die wichtigsten Differentialdiagnosen Lungenembolie, Asthmaanfall oder Herzerkrankungen, z.B. Infarkt. Das Hauptsymptom des Höhenhirnoedems ist die Gleichgewichtsstörung (Ataxie), zusätzlich schwerste Kopfschmerzen, Schwindel und vernunftwidriges (psychotisches) Verhalten. Zudem können neurologische Symptome bestehen. Der differentialdiagnostische Bogen ist groß, reicht von der akuten Psychose, zu Hirndurchblutungsstörungen, Vergiftungen (CO-Intoxikation) in Lodges oder im Zelt, Stoffwechsellagestörungen und bakterielle Infektionen. Aber auch hier gilt die Annahme einer Höhenerkrankung, die zur ad-hoc-Therapieeinleitung führen muss, solange nicht das Gegenteil zu beweisen ist.

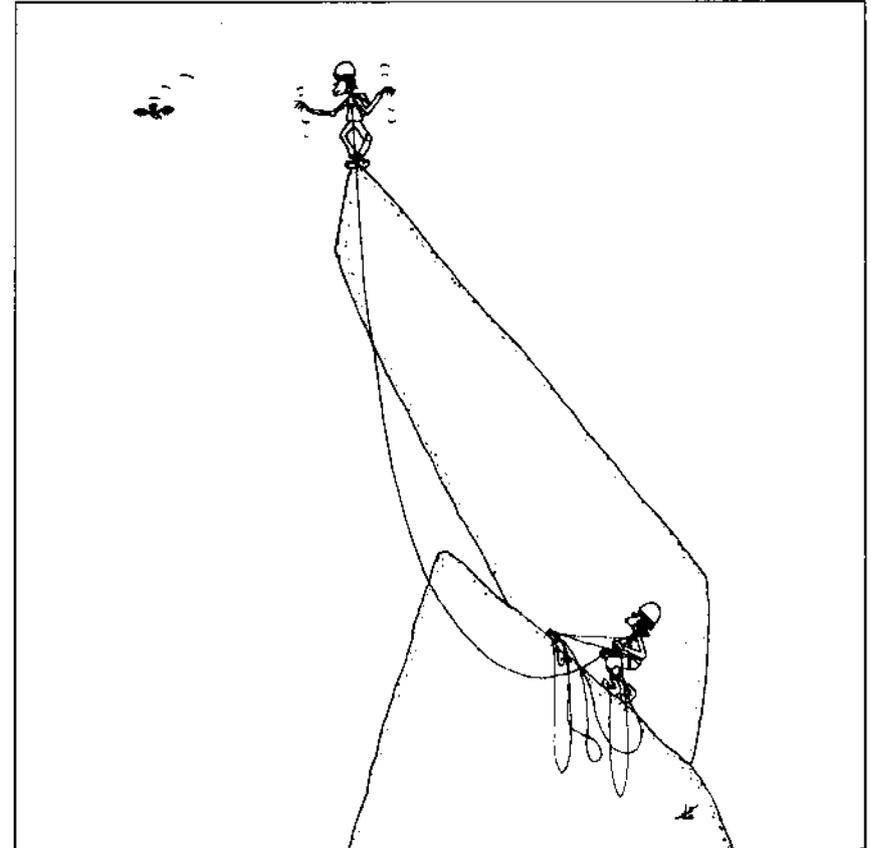
Insgesamt stehen die Höhenerkrankungen nicht in Korrelation zur maximalen Sauerstoffaufnahme (VO₂ max), zum Trainingszustand, zur Ernährung, zum Lebensalter oder Geschlecht, sodass neben der individuellen Reaktion auf Sauerstoffmangel (genetisch) und damit der Atemantwort auf Sauerstoffmangel HVR (hypoxic ventilatory response) insbesondere die Geschwindigkeit des Aufstiegs (z.B. Flugzeugbenutzung zu höher gelegenen Ortschaften) und die moderate (submaximale) körperliche Belastung für den Einzelnen ausschlaggebend sind.

Therapieprinzipien

Da der subakute Sauerstoffmangel (Hypoxie) ursächlich ist, liegt die wirksamste Behandlung im Sauerstoff – entweder durch Abstieg oder Transport in tiefere Lagen oder mittels Flaschensauerstoff oder Überdrucksack. So hat eine Zwei-Liter-Sauerstoffflasche bei einem Druck von 200 Bar einen Inhalt von 400 Litern Sauerstoff, der unter Kälteeinfluss bis zu 15 % reduziert sein kann und damit die entsprechenden Flusszeiten. Im Übrigen ist das grundlegende Behandlungsprinzip der akuten Bergkrankheit und beim Höhenhirnoedem die Verminderung des Volumenanstieges im Schädelinneren und die „Abdichtung“ der Bluthirnschranke in erster Linie durch Dexamethason oder andere Glucocorticoide (4 x 4 mg), zusätzlich gegen Kopfschmerz Ibuprofen und gegen Übelkeit und Magenprobleme Metoclopramid. Ruhetag, wenn ohne Effekt, Abstieg, danach eventuell Prophylaxe mit 3 x 250 mg Acetazolamid (Diamox). Die Diskussion zur grundsätzlichen medikamentösen Prophylaxe ist noch in vollem Gange, die amerikanische Seite tendiert mehr dazu („i am totally diamoxilized“). Beim Höhenlungenoedem ist die Senkung des Lungenarteriendruckes mittels Nifedipin ret, einem Calciumantagonisten, die dringlichste Intervention, neben Sauerstoffgabe, Ruhe, Erwärmung. Bei unklaren Formen der Bergkrankheit oder nebeneinander

Vorliegen von Höhenlungen- und Höhenhirnoedem kann eine Tripletherapie (Dexamethason plus Nifedipin retardiert plus Sauerstoff oder Überdrucksack) sinnvoll sein. Grundsätzlich muss eine Körpererwärmung stattfinden (Unterkühlung verstärkt alle Symptome) und nie darf ein an Höhenkrankheit Leidender allein gelassen werden.

Was treibt uns denn trotz aller skizzierten Gefahren in die Berge? Ist es Freiheitssuche, Aufbegehren, Sucht? Welches Motiv?



Auf den Bergen da ist Freiheit (Friedrich von Schiller). Berge und Freiheit sind oft assoziiert, vom Freiheitskampf (A. Hofer) zum Krieg in den Bergen (für die Freiheit?) bis zur Freiheit von der Obrigkeit (Jennerwein-Lied). Welche Freiheit meine ich, wenn ich einer absurden Tätigkeit mit starker Leidensbetonung in unwirtlichem Milieu folge? Ist es eine Verhaltenssucht (also eine stoffungebundene Abhängigkeitserkrankung), wobei die Ausführung des exzessiven Verhaltens eine belohnende Stimulation durch Neurotransmitter und Neuropeptide in bestimmten Hirnarealen auslöst, die einer

bewussten Verarbeitung nicht zugänglich sind, aber zu einer eigenständigen Motivation und Verhaltensverstärkung führen, insgesamt mit einer Zuwendung und Aufsuchen des Suchtmittels selbst. Neben Naturerleben („Eintauchen in eine fremde Welt“) und damit freiwilliger Aufgabe der eigenen Identität, dem Körpergefühl der Bewegung (mit Auflösung der Koordinaten) dienen Neugieverhalten und Erkenntnissteigerung als physiologisches Grundbedürfnis. Andere Motivationsbereiche sind wie bei anderen Risikosportarten eine durch die Angst sich erhöhende innere Anspannung (arousal), ein damit verbundenes Glücksgefühl, mit Momenten der Selbstverwirklichung und Selbstachtung, des Beweises der Unabhängigkeit durch eigene Stärke, aber auch mit dem Gefühl der Wertlosigkeit nach dem erfüllten Traum, mit notwendigerweise folgender Suchtpotenz. Leistungsorientiertheit („Helden der Berge“) führt einerseits zur Steigerung eines nach außen getragenen Selbstwertgefühls, andererseits können emotionale Belastungsfaktoren durch die Unkalkulierbarkeit der äußeren Bedingungen, durch Überschreitung der Grenzbereiche und gruppenspezifischer Konflikte – die oft Unfallmechanismen induzieren – entstehen. Bergsteigen konfrontiert den Menschen also mit sich selbst („Bewältigung des inneren Berges“), zwingt ihn in nicht delegierbare Eigenverantwortung zu dem Willensakt der Wahrnehmung („Wahrheit entnehmen“), erfordert schrittweise Umorganisation und offene Entscheidung („yes we can“, B. Obama), um mit freier Entscheidung Verpflichtungen sich selbst und anderen gegenüber einzugehen und somit die i n n e r e Freiheit zu erleben.



Geologische Forschungen auf Auslandsbergfahrten der ASM

von Axel von Hillebrandt

In den 50er und 60er Jahren führte die ASM jeweils zwei als Kundfahrten bezeichnete Bergfahrten in das Ausland durch, an denen ich teilnehmen konnte. Diese Kundfahrten unterstützte finanziell die ASM, der DAV, die DFG und weitere Geldgeber, auch erhielten wir großzügige Spenden von ASMLern. Tradition des DAV ist es, auf Bergfahrten ins außeralpine Ausland wissenschaftliche Untersuchungen zu unterstützen. In den 50er-Jahren war dies auch noch im innereuropäischen Ausland möglich. Bei einer akademischen Sektion des DAV boten sich wissenschaftliche Untersuchungen besonders an. Es waren dies vor allem geowissenschaftliche Arbeiten (Geologie, Geographie, Gletschermessungen etc.).

Die ersten beiden Kundfahrten gingen 1954 in die Bergwelt der Cinto-Gruppe auf Korsika und 1958 in die spanischen Pyrenäen des Monte Perdido-Gebietes. Zu dieser Zeit gab es auf Korsika und auch in den spanischen Pyrenäen noch so gut wie keinen Tourismus und viele Berggebiete waren noch wenig bekannt. Erstmals konnten wir Klettergebiete außerhalb der Alpen kennen lernen. Damals war es sogar noch möglich in diesen Berggebieten Erstbegehungen des 3. bis 5. Schwierigkeitsgrades durchzuführen.

Die Kundfahrten der 60er-Jahre erfolgten mit jeweils sechs bzw. sieben Teilnehmern in den afghanischen Hindukusch und in die Bergwelt von Peru. 1963 fuhren wir mit drei prall mit Lebensmitteln (hps. Sachspenden) und Bergausrüstung gefüllten VW-Bussen nach Afghanistan. Nur zwei der Busse erreichten mit eigener Kraft Kabul, einer gab bei Kandahar auf und wurde huckepack auf einem Lastwagen nach Kabul transportiert.

Nach Peru erfolgte die Anreise per Flugzeug und die Infrastruktur des Landes erlaubte vieles was in Afghanistan noch nicht möglich war. Allerdings war es bereits schwieriger, Tragtiere für das Kundfahrtgepäck zu mieten als einen Lastwagen zu erhalten. Da im schließlich ausgewählten eigentlichen Kundfahrt-Gebiet mehrere Bergbauminen lagen, waren auch Straßen vorhanden, die bis zum Basislager reichten.

Geologisch betrachtet handelt es sich bei diesen Kundfahrtgebieten um Gebirge, die in ihrer heutigen Form wie die Alpen in der jüngeren Erdgeschichte (vor allem Jungtertiär und Quartär) entstanden. In den verschiedenen Kundfahrtgebieten wurden jedoch sehr unterschiedliche Gesteinstypen angetroffen, die auch zu verschiedenen Zeiten der Erdgeschichte

gebildet wurden. Sowohl Sedimentgesteine wie Sandsteine oder Kalke oder auch magmatische Gesteine wie Tiefengesteine oder Ergußgesteine, aber auch regionalmetamorphe oder kontaktmetamorphe Gesteine wie Gneise, Glimmerschiefer oder Marmore bildeten die Gebirgslandschaft. Das Alter der Gesteine war ebenfalls sehr unterschiedlich (ca. 1,6 Milliarden bis 34 Millionen Jahre). Die verschiedenen Gesteinstypen haben natürlich einen sehr großen Einfluss auf die Bergformen und das Relief der Gebirge, die auch durch deren unterschiedliche Heraushebung beeinflusst werden. Auch die Lagerung der Gesteine (senkrecht bis waagrecht) oder die Schichtung (gut geschichtet oder massig) bestimmen die Bergformen.

Korsika 1954

Nach der Wiedergründung der ASM 1949 und der Gründung einer Jungmannschaft 1951 war die Zahl der jungen, aktiven Mitglieder stark angestiegen. Noch zu Beginn der 50er Jahre benötigten wir selbst für Österreich ein Visum. Der Radius unserer Bergfahrten wurde jedoch allmählich immer größer und es entstand der Wunsch, auch einmal im Rahmen der ASM ein außerhalb der Alpen liegendes Berggebiet zu besuchen. Zu dieser Zeit war Korsika noch wenig bergsteigerisch erschlossen. Die meiste Bergsteiger- und Kletterliteratur stammte aus der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg. Wir hatten uns ein noch wenig bekanntes Berggebiet westlich des Monte Cinto ausgesucht, der mit 2706 m der höchste Berg in Korsika ist. Geologisch bedingt liegt die Wasserscheide in diesem Gebiet weit im Westen; und vom Meer steigt auf 17 km Luftlinie die Höhe auf über 2500 m an. Sechs junge ASM'ler nahmen an dieser „Kundfahrt“ teil. Die Leitung übernahm Rudi Strobel, der leider bereits 1955 an den Folgen eines Bergunfalls starb. Die Anreise erfolgte mit Bahn und Fähre. Ein Lastwagen brachte uns und unser Gepäck auf die Westseite der Insel und in das Tal, das in unser Tourengebiet führte. Das Basislager lag auf 800 m, einen Tagesmarsch vom Ende der Straße entfernt. Rudi Strobel schrieb damals in dem Bericht für die ASM: „Da die Täler hier sehr tief eingeschnitten sind, streben Grate und Wände bis zu 1000 m hoch empor. Das Gebirge ist ganz „unerschlossen“, es gibt keine Wege, Unterkünfte, Karten oder Führer.“

Geologisch war ich zu dieser Zeit noch sehr unbedarft, hatte ich doch erst wenige Tage vor unserer Abreise mein Vordiplom abgeschlossen. Wissenschaftliche Untersuchungen waren auf dieser Kundfahrt nicht geplant. Allerdings hatte ich eine geologische Karte kopiert, aus der hervorging, dass das von uns aufgesuchte Gebiet durch Porphyry-Decken des oberen Paläozoikums (Erdaltertum: 550 bis 250 Millionen Jahre) gebildet sein sollte. Inzwischen weiß man, dass sich unser Klettergebiet im Bereich der so genannten Monte Cinto-Caldera befand, einem ovalen Einbruchkessel über einer entleerten Magmakammer, die einen Durchmesser von 15 km

besitzt. Die vulkanischen Gesteine sind rötlich gefärbte Alkali-Rhyolite (chemisch Graniten entsprechend). Diese Caldera entstand in der Permzeit am Ende des Paläozoikums vor 250 bis 300 Millionen Jahren. Derartige vulkanische Ausbruchszentren ruhen Hunderttausende von Jahren und werfen dann in kurzen, explosionsartigen Ausbrüchen, die von hohen Gasbeimengungen gesteuert werden, viele hundert Grad heiße Glutwolken aus. Diese Glutwolken bestehen aus Lavatropfen und Gasen und breiten sich mit rasender Geschwindigkeit über große Flächen aus. Die Ablagerungen aus den Glutwolken werden Ignimbrite genannt und treten in dem Tal westlich der Monte Cinto-Caldera auf, das in unser Klettergebiet führte. Zwei derartige Ignimbrit-Decken wurden dort beobachtet.

Wie auch in anderen Gebirgen ist das Gebirgsrelief Korsikas durch die unterschiedliche Verwitterungsbeständigkeit der Gesteine geprägt. Ein schroffes Steilrelief gibt es dort, wo sehr verwitterungsbeständige Gesteine wie Granite (intrusiv) oder Rhyolite (effusiv) auftreten. Dies war auch in unserem Klettergebiet deutlich zu erkennen, das sich durch steile Wände und ausgesetzte Grate auszeichnet. Es gelangen uns mehrere mittelschwere (II) bis überaus schwierige (V) Erstbegehungen und auch die Erstbesteigung eines über die 2000-m-Grenze herausragenden Turms. Rudi Strobel (1954) veröffentlichte einen Bericht über unsere Kundfahrt.

Pyrenäen 1958

Die Idee zu einer Kundfahrt in die Pyrenäen erhielten mein Freund und Studienkollege Dietrich Herm (Sektion Oberland) durch unseren Diplomvater Prof. Schmidt-Thomé an der damaligen Technischen Hochschule München. Er stand mit spanischen Kollegen in engem Kontakt, war Alpengeologe und auch in Spanien geologisch tätig. Er erzählte uns von den steilen Wänden und Berggipfeln im Bereich der spanischen Seite des Monte Perdido, die gleichaltrig mit den von uns in den Alpen für unsere Diplomarbeiten aufgenommenen Schichten sein sollten. Der Gegensatz zu dem Gesteinsinventar unserer Diplomarbeitgebiete war vor allem, dass es sich in den Pyrenäen um felsbildende Gesteine handeln würde, die auch bergsteigerisch ein lohnendes Ziel boten, während es sich bei den von uns zwischen Bad Reichenhall und Salzburg untersuchten Gesteinen vorwiegend um mergelige Schichten handelte, die zur Felsbildung ungeeignet sind.

In Spanien herrschte zu dieser Zeit noch Diktator Franco, die Guardia Civil beherrschte das Land und der Tourismus war noch sehr bescheiden sowie nahezu auf die Küstenbereiche beschränkt. Der Massentourismus begann erst sehr viel später. Am Ende der Fahrstraße errichteten wir unser Basislager und führten die meisten Touren von Hochlagern aus durch. Wir hatten das gesamte Gebiet praktisch für uns allein, und es gab nur wenige Berg-

steiger oder Touristen. Nur einmal begegneten Günther und mir zwei spanische Kletterer, die im Zentralkamm ebenfalls eine sehr schwierige Kletterroute ausgewählt hatten, die von der aus dem Rolandslied bekannten Rolandsscharte (Brèche de Roland) auf einen 3000er führte. Bei dieser Tour mussten wir allerdings auch feststellen, dass ein von Franzosen bewerteter 5er sich als schwieriger erwies als wir es von den nördlichen Kalkalpen gewohnt waren. Als ich Anfang der 80er Jahre den Nationalpark Ordesa mit meiner Familie aufsuchte, war der ehemalige Platz unseres Basislagers in einen großen Parkplatz umgewandelt worden und es wimmelte von Touristen. Inzwischen ist dieser Parkplatz während der Saison gesperrt und nur noch per Bus zu erreichen, da offensichtlich die Zahl der Besucher zu hoch geworden ist.

In der ASM erzählte ich von unserem Vorhaben und es fanden sich sehr schnell vier ASMLer, die uns begleiteten und bereit waren, uns bei den geologischen Arbeiten zu helfen, so wie wir unsrerseits auch an den Bergfahrten teilnehmen wollten. Von der ASM und dem DAV erhielten wir einen Zuschuss.

In groben Zügen war die Geologie des seit 1918 bestehenden Nationalparks bekannt. Es fehlten jedoch vor allem detaillierte zeitliche Angaben zu den verschiedenen Schichten, die dieses Gebirge aufbauen, und auch die genaue Lage der Grenze zwischen den Gesteinen der Oberkreide und dem Tertiär. Die Kreide/Tertiär-Grenze ist ein besonders wichtiges Datum in der Erdgeschichte, da am Ende der Kreide die Dinosaurier und viele weitere Tiergruppen ausstarben. Die heute von den meisten Geologen angenommene Theorie des Einschlags eines Himmelskörpers war damals allerdings noch nicht in der Diskussion.

Das in den Nationalpark führende Ordesatal ist ein von einem eiszeitlichen Gletscher geformtes Trogtal, dessen senkrechte bis überhängende Wände direkt von unserem Basislager zu sehen waren und als La Fraucata bezeichnet werden. Im unteren Teil besteht diese Steilwand aus 300 m mächtigen 65 bis 70 Millionen Jahre alten, dickbankigen, flach lagernden sandigen Kalken und kalkigen Sandsteinen der obersten Kreide. Teile der Wände sehen wie auf den Kopf gestellte Treppen aus, an die wir uns damals nicht heranwagten. Durch diese Wand führen heute mehrere extrem schwierige Kletterrouten, die letzte aus dem Jahr 2009. Anschließend an die erste Steilwand folgt ein Band aus weicherem, dolomitischen Gesteinen aus dem basalen Tertiär (Paleozän). An der Basis dieses Bandes liegt die Kreide/Tertiär-Grenze. Über dem Band folgt nochmals eine 200 m hohe Steilwand aus gebankten Kalken, deren oberer Teil bereits dem Eozän angehört und mit einem vom Hauptmassiv abgetrennten Turm (2260 m) endet. Günther Bram und mir gelang es, diesen von uns als Torre de la Fraucata bezeichneten Turm vom Dolomitband über seine steile Südwestkante in schwieriger Kletterei (nach damaliger Bewertung V- bis V+) zu

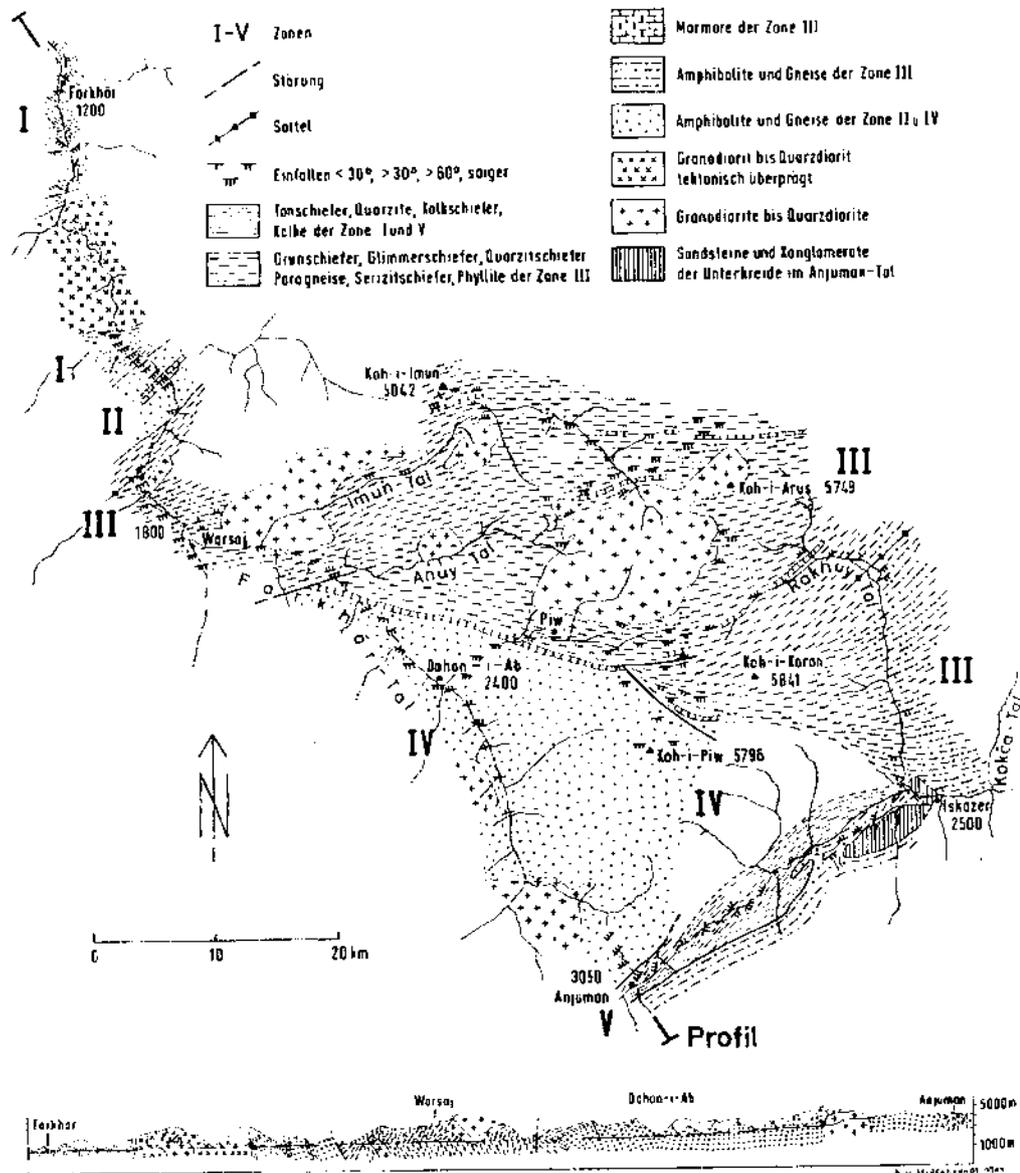
besteigen (wahrscheinlich Erstbesteigung). In 2/3 Wandhöhe konnte ich aus einem den Kalken eingelagerten schmalen Mergelband eine Gesteinsprobe nehmen, die es mir erlaubte, das Alter dieser Schicht mit Hilfe kleiner Fossilien (Foraminiferen) exakt zu bestimmen (basales Eozän, ca. 56 Millionen Jahre alt). Die über der Steilwand folgenden Schichten sind sehr viel weicher und bilden die flachen Gipfel, die dem Hauptkamm – gleichzeitig Grenze zu Frankreich – vorgelagert sind und auch noch dem tieferen Eozän (bis ca. 49 Millionen Jahre) angehören. Die im Hauptkamm bis über 3000 m hohen Gipfel bestehen aus weiträumig gefalteten Kalken des Paleozäns und Eozäns, die ich ebenfalls in unsere geologischen Untersuchungen einschloss. Besonders charakteristisch und eindrucksvoll ist die liegende Falte des Cilindro de Marbore. Die detaillierte Auswertung der den verschiedenen Schichtgliedern entnommenen Gesteinsproben ergab viele neue und bis dahin unbekannte geologisch-paläontologische Ergebnisse, die ich 1962 (Spanisch 1964a) publizierte.

Hindukusch 1963

Einen Überblick über die Hindukusch-Kundfahrt der ASM in das Khwāja-Muhammad-Gegirge hat bereits Hans Huber in der Festschrift gegeben. Wissenschaftliche Untersuchungen wurden durch Erwin Grötzbach, Ekke Rübél und mich durchgeführt. Hauptthemen waren die rezente und eiszeitliche Vergletscherung (E. G. & A.v.H.), Geologie (A.v.H.), kulturgeographische Verhältnisse in den Tälern (E. G.) und geodätische Arbeiten (Triangulation und Gletschermessungen) (E. R.). Erwin Grötzbach hat in den folgenden Jahren vor allem seine kulturgeographischen Arbeiten durch mehrere Forschungsreisen nach Afghanistan (1965, 1971, 1973, 1978) fortgesetzt. 1965 und 1978 war er dabei nochmals im engeren Kundfahrtgebiet. Seine Veröffentlichungen über Afghanistan umfassen einige Bücher und zahlreiche Aufsätze. Zum Abschluss schrieb er 1990 das Buch: „Afghanistan. Eine geographische Landeskunde“. In diesem Buch wird auch der afghanische Hindukusch zusammenfassend dargestellt. Eine sehr große Hilfe waren die Luftbilddaufnahmen im Maßstab von ca. 1 : 60 000, die uns zur Verfügung standen. Nach Publikation unseres Kundfahrtberichts konnte ich anhand meiner geologischen Geländearbeiten, der Auswertung von Gesteinsdünnschliffen und mit Hilfe der Luftbilddaufnahmen zusätzlich eine geologische Karte des Kundfahrtgebiets anfertigen (s. Abb.).

Die Nordwestabdachung des Khwāja-Muhammad-Gebirge erstreckt sich über eine Distanz von etwa 70 km von knapp 6000 m allmählich auf den Gebirgsrand bei ca. 1000 m. Es schließt das flache, hügelige Vorland unterhalb von 1000 m an, in dem Tāluqān (800 m) und Kunduz (400 m) liegen. Nach Südosten ist der Abfall des Gebirges zum Anjumān-Tal sehr viel steiler. Auf 15 bis 20 km sind es bis über 3000 Höhenmeter, wodurch sich

Geologische Karte und Profil durch das Khwāja Muhammad-Gebirge



ein sehr steiles Relief ergibt. Bedingt wird dies durch ein SW-NE verlaufendes Störungssystem, welches das Khwāja-Muhammad-Gebirge von Nuristan trennt und in das relativ junge Sedimente der Unterkreide eingesenkt wurden. In der Größe und der Vergletscherung entspricht der mittlere Gebirgsabschnitt des Khwāja Muhammad-Gebirges ungefähr dem der Ötztaler- und Stubai Alpen. Auch die Gesteine weisen Ähnlichkeiten auf.

Die Geologie des Khwāja-Muhammad-Gebirges war bis zu unserer Kundfahrt völlig unbekannt und erwies sich als sehr vielfältig. Am nordwestlichen Gebirgsrand liegen mesozoische, nicht marine und marine Ablagerungen des Jura und der Kreide auf einem Sockel von paläozoischen und älteren, hauptsächlich metamorphen Gesteinen. Von Nordwesten nach Südosten konnte ich von Farkhār bis ins Anjumān-Tal ein geologisches Profil durch das etwa 80 bis 90 km breite Gebirge aufnehmen und zeichnen. Die Streichrichtung der Gesteine liegt zwischen E-W bis SW-NE. Die angetroffenen Gesteinsserien wurden in verschiedene Zonen (I bis V) unterteilt, die durch ihre unterschiedlichen Gesteine charakterisiert werden:

Die Zonen I (unteres Farkhār-Tal) und V (Anjumān-Tal) sind sehr ähnlich ausgebildet und werden hauptsächlich durch dunkle Tonschiefer und untergeordnet Kalkschiefer, Quarzite und Kalke gebildet. Von russischen Geologen (zitiert in Wolfart & Wittekindt, 1980) wurden die Sedimente der Zone I als Farkhār-Formation bezeichnet. Sie sollen eine Mächtigkeit von 5000 m erreichen und werden dem Karbon (oberes Paläozoikum) zugeordnet. Ein Kalk aus dem Anjumān-Tal enthielt Fossilien, die ebenfalls aus dem Karbon oder Perm (höchstes Paläozoikum) stammen.

Anschließend an Zone I stehen in einer 6 km langen Schlucht hoch metamorphe Granatgneise und Plagioklasamphibolite mit einer Serzitisierung der Feldspäte und häufig einer intensiven Kleinfältelung an, denen in der Mitte ein 500 bis 700 m breiter, zum Teil gebänderter und gebankter, heller Marmor eingelagert ist. Diese Gesteine bilden die Zone II.

Die Zone III ist im Farkhār-Tal auf eine Länge von 25 km aufgeschlossen und verbreitert sich sehr stark nach Osten. Ein großer Teil des von uns besuchten Khwāja Muhammad-Gebirges wird von Phylliten, Grünschiefern, Glimmerschiefern bis Gneisen, Marmoren und Quarziten der Zone III gebildet. Es kommen auch Talk- und Graphitschiefer vor. Glimmerschiefer und Gneise weisen häufig eine zweifache Schieferung und zwei Metamorphosen auf, wobei die ältere und hochgradige Metamorphose durch starke Absenkung bedingt sein dürfte und die jüngere durch Retromorphose (retromorph = rückschreitend) entstanden ist, z. B. Umwandlung einst hoch metamorpher Amphibolite in niedriger metamorphe Grünschiefer durch gebirgsbildenden Druck. Häufig ist in den Gesteinen das ursprüngliche Mineral Granat in niedriger metamorphe Mineralien umgewandelt. Die Retromorphose kann wahrscheinlich der alpidischen Phase zugeordnet werden.

Die Zone IV besteht hauptsächlich aus zumindest z. T. retromorphen Gneisen und Amphiboliten. Sie gleicht sehr stark der Zone II. Die höchsten Gipfel der Piw-Gruppe bestehen aus diesen stärker verwitterungsresistenten Gesteinen. Die Grenze zur Zone III bildet östlich des Farkhâr-Tals eine mehrere 100 m breite Marmorzone, die sich W-E auf 40 km verfolgen lässt.

Das genaue Alter der Gesteine der Zonen II, III und IV ist unbekannt. Die Mächtigkeit beträgt mehrere 1000 m. Sie sind älter als oberes Paläozoikum. Die ältesten Gesteine sind wahrscheinlich die der Zone IV. Ähnliche Gesteine werden in Afghanistan aus dem mittleren und oberen Proterozoikum (1,6 Milliarden bis 540 Millionen Jahre) beschrieben (Wolfart & Wittekindt, 1980). Auch die Gesteine der Zone III könnten dem Proterozoikum angehören. Es kann jedoch nicht ausgeschlossen werden, dass diese bis in das Paläozoikum (ab 540 Millionen Jahre) reichen.

Weit verbreitet sind neben den metamorphen Gesteinen granitische Intrusiva. Im unteren Farkhâr-Tal werden die Tonschiefer des oberen Paläozoikums auf 15 km Länge durch einen tektonisch bereits wieder überprägten Grano- bis Quarzdiorit unterbrochen. In diesem steckt wiederum ein jüngerer Grano- bis Quarzdiorit. Der ältere Magmatit kann Intrusivgesteinen zugeordnet werden, die in anderen Gebieten Afghanistans im tieferen Mesozoikum (Trias bis Jura) eingedrungen sind und der jüngere Grano- bis Quarzdiorit dürfte im Tertiär während der alpidischen Phase intrudiert sein. Der größte Pluton (Intrusivkörper aus magmatischem Tiefengestein) mit einem Durchmesser von 15 km liegt zwischen dem Imun- und Piw-Gebiet. Es ist ebenfalls ein Grano- bis Quarzdiorit mit z. T. großen Hornblenden, der dem jüngeren Intrusionszyklus zugeordnet werden kann. Die höchsten Gipfel des Imun-Gebietes liegen im Bereich dieses Plutons.

Die reiche Vielfalt der Gesteinsarten mit unterschiedlicher Härte bzw. Verwitterungsresistenz, Schichtung und Klüftung führte auch zu verschiedenen Berg- und Gipfformen im Khwāja Muhammad-Gebirge. Manche Gipfel benannten wir nach der Gesteinsart, die diese aufbauen (Koh-i-Marmâr = Marmorberg und Koh-i-Slate = Schieferberg).

Der Hindukusch wurde im Zuge der auch in diesem Gebiet auftretenden alpinen Tektonik im Jungtertiär herausgehoben und in der jüngsten Erdgeschichte, noch vor den quartären Eiszeiten, zu dem heutigen Hochgebirge geformt. Die eiszeitlichen Gletscher des Khwāja-Muhammad-Gebirges erreichten nicht ihr nordwestliches Vorland und konnten dort keine Endmoränen mit den typischen Seen bilden wie bei uns im Alpenvorland. Im Kundfahrtgebiet wurden zahlreiche aktive und bereits fossile Blockgletscher angetroffen (Grötzbach 1965), die offensichtlich für den semiariden Bereich niederschlagsarmer Hochgebirge typisch sind und die ich auch in Chile in den Anden angetroffen habe.

Anden 1967

Auch über die Andenkundfahrt hat Hans Huber einen Überblick gegeben.

Ähnlich wie bei der Hindukuschfahrt waren auch diesmal wissenschaftliche Untersuchungen im Kundfahrtsgebiet ein Teilziel des Unternehmens. Geologische Untersuchungen wurden von Peter Mirwald und mir ausgeführt. Ekke Rübel, besonders unterstützt von Christian Jahl, befasste sich mit der Vergletscherung des Gebiets. Dazu sollten noch Beobachtungen zur Gebirgsmorphologie und klimatologische Daten aufgenommen werden. Während der sechsköpfige ASM-Trupp über Rio nach Lima anreiste, stieß ich aus Chile zu der Gruppe, da ich seit 1966 als Gastdozent an der Universidad de Chile in Santiago de Chile tätig war. Während dieses Aufenthaltes, der sich bis 1968 erstreckte, wie auch weiteren Forschungsreisen in den folgenden Jahrzehnten, habe ich ausgedehnte geologisch-paläontologische Untersuchungen im Mesozoikum der Anden in Nordchile, Peru und auch Argentinien durchgeführt. Für mich war diese Kundfahrt, ähnlich wie für Erwin Grötzbach die Hindukuschexpedition, ein sehr willkommener Anlass, um dadurch auch Peru näher kennen zu lernen.

In Peru standen uns damals keine detaillierten topographischen Karten zur Verfügung. Inzwischen gibt es vom ganzen Land topographische Karten (zumindest 1 : 100 000) und geologische Karten im Maßstab 1 : 100 000, wobei das von uns besuchte Gebiet am Schnittpunkt von vier Karten liegt. Auf einer Karte 1 : 200 000 ohne nördlichen Anschluss hatten wir ca. 110 km östlich von Lima in der Zentralkordillere von Peru zwei ineinander übergehende, vergletscherte Berggebiete mit Gipfeln über 5000 m gefunden, die offensichtlich noch wenig bekannt waren und auch geologisch interessant zu sein schienen, jedoch weitgehend unerforscht waren.

Beide Berggruppen liegen im Bereich der Wasserscheide (gleichzeitig Grenze zwischen den Provinzen Lima und Junin) zwischen Pazifik und Atlantik und sind durch den Rio Cañete zugänglich, der in den Pazifik entwässert. Mit Omnibus und Lastwagen erreichten wir den Rio Cañete auf der Straße von Osten, von Huancayo aus (damals gab es noch keine Straße von der Küste über Yauyos bis Huancayo). Von dem kleinen Örtchen Alis wollten wir dann ins Gebirge aufbrechen. Es gelang uns allerdings nicht, genügend Esel oder Maultiere für unser gesamtes Gepäck zu mieten (siehe Bericht von Günther Bram „Buscamos burros“ in Münchner Anden-Kundfahrt 1967). Es fiel die Entscheidung, die hauptsächlich bergsteigerischen Aktivitäten in der direkt nördlich des oberen Rio Cañete liegenden Yarumario-Gruppe durchzuführen, während Peter und ich mit zwei Eseln und ihrem Besitzer zunächst den Rio Cañete hinauf bis in dessen Quellgebiet am Südennde der Yarumario-Gruppe (heute auch als Cordillera Pariacaca bezeichnet) zogen. Die anderen fünf Kundfahrtteilnehmer mieteten einen Lastwagen und gelangten über eine Minenstraße in das Zentrum dieser

Berggruppe und schlugen an einem der vielen idyllischen Gletscherseen, an der Laguna Azulcocha, in 4450 m Höhe ihr Basislager auf.

Nach einem mehrtägigen Marsch durch mehrere Vegetationszonen schlugen Peter und ich unser Zelt zwischen zwei Seen in 4120 m bei einem kleinen Haus auf, in dem eine „Indigeno“-Familie mit zwei kleinen Mädchen sowie einem Baby lebte und ihre Lama-Herde hütete. Wenn wir morgens aus unserem Zelt krochen, war es noch sehr kalt und unsere „Nachbarn“ stellten das Baby auf ein Brett gewickelt an die Hüttenwand, die von den ersten Sonnenstrahlen erwärmt wurde. Unsere Nachbarn sprachen überraschenderweise ein sehr gut verständliches Spanisch (besser verständlich als oft in Chile oder anderen iberamerikanischen Ländern) und erzählten mir, dass sie die Absicht hätten, ihre Kinder in Lima zur Schule zu schicken. Dieses Bildungsinteresse war uns schon in den Dörfern aufgefallen, die wir bei unserem Marsch passiert hatten. Es gab in allen größeren Dörfern gut ausgebaute Schulen. Einmal durften wir sogar in einer Schule übernachten. Bei dieser Gelegenheit hat man uns auch alte Schädel gezeigt, die z.T. vernarbte bis zugewachsene Löcher in der Schädeldecke aufwiesen und vermutlich aus Inkagräbern stammten.

Bereits auf den Luftbildern, die wir in Lima bekommen konnten, hatten wir festgestellt, dass das von uns ausgesuchte Gebiet in sich großmaßstäblich gefaltete, geschichtete Gesteine aufweisen würde. Nach den Vermutungen eines französischen Kollegen, der damals als Geologe in Peru tätig war, sollte es sich bei den Sedimenten um jurassische Gesteine handeln. Darüber hinaus ergaben die Luftbilder, dass in diesen Sedimenten wahrscheinlich noch magmatische Gesteinskörper stecken.

Um die kurze Zeit optimal zu nutzen, nahmen Peter und ich eine Aufgabenteilung vor: Ich übernahm die Untersuchung der Sedimentserien und Peter befasste sich damit, einen Überblick über die Magmatite zu gewinnen. Aus den Beobachtungen in den zwei Teilbereichen sollte dann ein Bild über den tektonischen Bau dieses Gebiets und seiner damit bedingten Gebirgsmorphologie (Form und Verlauf der Tal- und Gipfelregionen) erarbeitet werden.

Unsere Geländeuntersuchungen ergaben eine etwa 2000 m mächtige Schichtfolge, die allerdings aufgrund der Fossilien nicht dem Jura (200 bis 145 Millionen Jahre) angehörte, sondern geologisch „etwas“ jünger war und der Unter- und Oberkreide (145 bis 65,5 Millionen Jahre) zugeordnet werden musste.

Der stratigraphisch tiefste Teil der Sedimentserie gehört der Unterkreide an und ist in dem Gebiet nur unvollständig mit ca. 40 m mächtigen Sandsteinen aufgeschlossen. Darüber folgen ca. 65 m mächtige Kalke und Dolomite. Die anschließende Schichtfolge besteht aus 450 m mächtigen Sand-, Silt- und Tonsteinen, die stärker verwittern und in denen in Streich-

richtung (NW-SE) (150°) angelegte Täler auftreten. Der morphologische Unterschied zwischen leicht und schwer verwitternden Gesteinsserien ist in der Regel sehr deutlich und wird bei steiler Lagerung besonders betont und führt oft zur Bildung von Sägegraten.

Es folgt eine ca. 260 m mächtige Schichtfolge aus wieder vorwiegend härteren, häufig dickbankigen, mehr oder minder kalkigen Sandsteinen und sandigen Kalken, die zur Bildung von Bergkämmen führen können. Darüber liegen eine fossilreiche, 190 m mächtige Formation, in der weiche Mergel gegenüber Kalken vorherrschen, und eine ca. 90 m mächtige Formation mit schwarzen, bituminösen Kalken und Mergeln, die ebenfalls reich an Fossilien sind. Diese beiden Formationen werden von dm- bis m-gebankten Kalken überlagert, denen im tieferen Teil Mergelserien eingelagert sind. Diese Formation besitzt eine Mächtigkeit von zumindest 800 m. Im nördlichen Teil des eigentlichen Kundfahrtgebiets wird der die Wasserscheide bildende Gebirgskamm von diesen dickbankigen Kalken gebildet, die isoklinal gefaltet sind. Im Gebiet S und SE der Laguna Paucarcocha erreicht der von dieser Formation gebildete und in Streichrichtung verlaufende Gebirgskamm der Cordillera Paccarin die größte Höhe.

Bedingt durch den Faltungsstil tritt besonders im Gebiet südlich des Rio Cañete ein Landschaftsbild auf, das große Ähnlichkeit mit dem des Helvetikum (z. B. Säntisstock) in den Schweizer Alpen besitzt, wo ein ähnlicher tektonischer Baustil mit ebenfalls lithologisch unterschiedlich ausgebildeten Gesteinsserien, die verschieden verwittern, vorliegt.

Die jüngste im marinen Milieu abgelagerte Formation tritt nur mit geringer Mächtigkeit im eigentlichen Kundfahrtgebiet auf und über ihr folgen rote, fein geschichtete Sandsteine und Tonsteine, die unter terrestrischen Bedingungen sedimentiert wurden, in anderen Gebieten sehr mächtig werden können und bis in das tiefere Tertiär reichen.

Wie die spätere eingehendere Auswertung der Befunde ergab, ließen sich diese sehr gut in das Bild der großregionalen Entwicklung der peruanischen Anden einordnen (Hillebrandt, 1971).

Während unseres zweiwöchigen Aufenthalts in unserem Lager bei der kleinen Hazienda stießen wir am Westrand unseres Gebiets erstmals auf eine magmatische Gesteinsreihe. Es war eine komplex aufgebaute vulkanische Abfolge von ca. 600 m Mächtigkeit, die hier aus dacitisch-andesitischen Porphyriten, vulkanischen Breccien und Tufflagen aufgebaut und von der kretazischen Sedimentserie durch eine Diskordanz oder Störung getrennt wird. In der regionalgeologischen Literatur wird diese vulkanitische Serie zeitlich dem Tertiär zugeordnet und ist somit deutlich, d.h. einige Millionen Jahre jünger als die angrenzenden kretazischen Sedimente.

Nach gut zwei Wochen verließen Peter und ich unser Lager bei der kleinen Hazienda. Über einen 4600 m hohen Pass gelangte ich zum Hauptlager der anderen ASMIer. Unsere Gepäck samt Gesteinsproben wurden von Lamas transportiert, deren Gangart so schnell war, dass ich – obwohl schon gut eingewöhnt – kaum mitkam. Peter gelangte über eine monumentale, beeindruckende Treppenanlage einer alten Inkastraße (Gilbert 1991) zum Hauptlager.

Im eigentlichen Kundfahrtgebiet fanden wir bei unseren Begehungen eine weitere magmatische Gesteinsart. Es ist ein granodioritischer Intrusivkörper, der hier in die Schichten der Kreide eingedrungen ist. Peter, der diesen Intrusivkörper näher untersuchte, hat ihn kurzerhand Tuyujutu-Granodiorit benannt nach dem markantesten Berg der Yarumario-Gruppe, bzw. der Cordillera Paccarin. Der Tuyujutu (auch Tullujuto geschrieben) wird auch als Pariacaca bezeichnet und ist mit 5771 m (Gilbert, 1991) zudem der höchste Berg der Gruppe. Die spitze Form des felsigen Hauptgipfels ist geradezu typisch für granitische Gesteine. Der Tuyujutu-Granodiorit besitzt eine Länge von ca. 17 km und eine Breite von ca. vier km und liegt etwas asymmetrisch im Hauptstreichen der gefalteten Sedimente, wobei der Tuyujutu-Doppelgipfel das topographische Zentrum des Plutons bildet. Der Intrusivkörper schiebt sich flach gegen Norden unter das kretazische Hüllgestein. Nach Süden taucht er relativ steil ab. Vereinzelt sind auch noch Reste des ursprünglichen Gesteinsdachs erhalten; es sind stark marmorisierte kretazische Kalke. Die westliche Begrenzung, ein Teil der Ostflanke und das Südende sind tektonisch bedingt. Das Nordende und der nördliche Teil der Ostflanke besitzen dagegen einen tektonisch weitgehend ungestörten Kontakt mit dem Hüllgestein. Die Kontaktzone im Hüllgestein, die infolge des Aufheizens durch das Granodiorit-Magma entstand, ist relativ breit. Erste makroskopisch erkennbare Erscheinungen der Marmorisierung können bereits 500 m vor dem eigentlichen Kontakt in den kretazischen Kalken beobachtet werden. Hier gibt es z. T. sehr intensive Kontaktmineralisationen (besonders Granat!), z. T. verbunden mit lokalen Vererzungen.

Es handelt sich hierbei um eine hydrothermale Imprägnations- und Gangvererzung mit Pyrit und Kupferkies [untergeordnet auch Zinkblende, Bleiglanz und Silber(minerale?)]. Die Erzkonzentrationen sind z. T. abbauwürdig und wurden damals in einigen kleinen Minen und Schurfen abgebaut. Erzvorkommen ähnlichen Typus, aber von wirtschaftlich großer Bedeutung, finden sich nördlich und südlich unseres Gebiets. Es sind dies die Erzlagerstätten von Maurococha und La Oroya ca. 30 km nördlich und Yauricocha etwa 60 km südlich von unserem Gebiet.

Die Porphyrite und Tuffe der jüngsten Formation, die am Westrand unserer Gebirgsgruppe als mächtige Serie diskordant über der Kreide liegt, wurden von Peter auch auf der anderen, der Ostseite der Yarumario-Gruppe in kleinen Vorkommen aufgefunden, was auf eine größere regionale Verbrei-

lung hindeutet. Chemisch unterscheiden sich die vulkanischen Porphyrite wenig von dem intrusiven Tuyujutu Granodiorit, d.h. beide Erstarrungsgesteine könnten möglicherweise einen gemeinsamen Herd gehabt haben, zumal sie, unter geologischen Aspekten, relativ zeitnah entstanden sind.

Um die relative Abfolge der geologischen Ereignisse festzulegen, waren Peters tektonische Untersuchungen sehr wichtig. Die statistische Aufnahme der Orientierung von Klüften in den Sedimentgesteinen legte nahe, dass diese mit der Hauptfaltung der Anden während der Oberkreide bis zum Alttertiär ursächlich zusammenhängen. Dieser Vorgang steht in großtektonischer Verbindung mit den gewaltigen Einengungsbewegungen, welche durch die Subduktion der Pazifischen Platte unter den südamerikanischen Kontinent hervorgerufen wurde. In einem späten Abschnitt dieser gebirgsbildenden Phase oder „kurz danach“ ist das Aufdringen des Granodiorits in die Sedimentserien anzusetzen. Eine Beobachtung von Peter im Nord-Bereich der Gebirgsgruppe, wo ein Porphyrgang den Granodiorit durchsetzt, zeigt wiederum schlüssig, dass dieses vulkanische Ereignis zeitlich nach der Intrusion stattfand. Somit gehört die vulkanische Phase zum Ende der gesteinsbildenden Ereignisse im Yarumario-Gebiet, wenngleich bezüglich der Magmenquelle in der Erdkruste oder im oberen Erdmantel aufgrund des ähnlichen Chemismus der Gesteine durchaus Gemeinsamkeiten mit dem intrusiven Granodiorit bestehen könnten.

Nach der Andenauffaltung und Hebung zu einem mächtigen Gebirge setzte die Gestaltung der Landoberfläche ein, so wie sie sich uns heute präsentiert. Da die Verwitterungsresistenz der Gesteine unterschiedlich ist, bildet sich ein Relief aus. In der Yarumario-Gruppe sind dies die Sedimentgesteine, der Granodiorit und die Porphyrite. Hinzu kommt als weitere morphologische Vorgabe der Gebirgsbau, d.h. der WNW-ESE streichende Faltenbau der Sedimentserie in unserem Gebiet und große tektonische Störungslinien. Die landschaftsbildenden Prozesse selbst werden von der Höhenlage und den Klimaparametern gesteuert. Um hier einen gewissen Einblick zu gewinnen, wurden einige einfache klimatologischen Untersuchungen durchgeführt. Christian hatte eine kleine Wetterstation im Hauptlager installiert und während unseres Aufenthalts im Gebirge alles gewissenhaft protokolliert. Außerdem wurden die expositionsabhängige Schneegrenze, Periglazialbildungen und frühere Vergletscherungsstadien möglichst systematisch dokumentiert, was größtenteils in den Aufgabebereich der „Geologen“ fiel. Die Auswertung der Luftbilder und die Beobachtungen im Gelände ergaben, dass die Vergletscherung der Yarumario-Gruppe, die als ein Teil der tropischen peruanischen Anden anzusehen ist, in etwa ostalpine Ausmaße erreicht. Als eine relativ aufwendige Unternehmung erwies sich eine Oberflächen-Geschwindigkeitsmessung am Pachancote-Gletscher, die Ekke mit Unterstützung des restlichen Teams durchführte. Damals schien diese Untersuchung vor allem interessant, um zusätzlich zu den qualitativen glaziologischen Beobach-

tungen, auch einen quantitativen Vergleich mit den alpinen Gletschern anstellen zu können. Die Ergebnisse zeigten, dass die Fließgeschwindigkeit dieses Gletschers in etwa vergleichbar war mit seinen alpinen Verwandten. Bilder aus dem Google-Kartensystem zeigen, dass die damals vermessene Gletscherzunge heutzutage weitgehend einem kleinen Gletschersee gewichen ist. Rückblickend gesehen, gehören angesichts des heutigen weltweiten Klimawandels diese klimatologischen Beobachtungen mit zu den interessantesten Ergebnissen unserer wissenschaftlichen Untersuchungen. Im Gegensatz zu den geologischen Untersuchungen, die eine Entwicklung von vielen Millionen Jahren dokumentieren, laufen in diesem Lebensraum sichtlich rasante Veränderungsprozesse ab. Vielleicht bieten unsere über 40 Jahre alten Daten einen Ansatzpunkt für weitere Untersuchungen zu diesem hochaktuellen Thema.

Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Alter und der Lithologie der in den Kundfahrtgebieten angetroffenen Gesteine.

Eine Gemeinsamkeit der vier Kundfahrtgebiete besteht darin, dass diese in der jüngsten Erdgeschichte herausgehoben und zu den heutigen Gebirgen geformt wurden. Das Alter der Gesteine ist sehr unterschiedlich. Die ältesten Gesteine wurden im Hindukusch angetroffen. Sie reichen bis in das Proterozoikum vor 1,6 Milliarden bis ca. 300 Millionen Jahre zurück. Die in



Der Autor im Büßerschnee

sie eingedrungenen granitischen Plutonite sind jünger, jedoch wesentlich älter als der in Peru angetroffene tertiäre Granodiorit. Das von uns in Korsika besuchte Berggebiet liegt in einer vulkanischen Caldera mit magmatischen Gesteinen, die ein ähnliches Alter wie die jüngsten Sedimente im Khwāja Muhammad-Gebirge besitzen, petrologisch jedoch sehr viel mehr Ähnlichkeit mit den jüngeren, tertiären Vulkaniten in Peru aufweisen, die jedoch sehr viel weniger verfestigt sind und deshalb keine herausragenden Gipfel bilden. Das Alter der Sandstein- und Kalkablagerungen in den von uns besuchten Gebieten in den Anden und Pyrenäen überschneidet sich. Die Sedimentserie in Peru beginnt bereits in der Unterkreide, während in den Pyrenäen die wandbildenden Gesteine ab der oberen

Kreide abgelagert wurden. In Peru gehört die jüngste und auch mächtigste Kalkserie in die untere Oberkreide, während in den Pyrenäen die Kalkserie bis in das Alttertiär reicht. Die Sedimentserien in Peru und den Pyrenäen sind ähnlich gefaltet.

Literatur

- Gilbert, D.L. (1991): The Pariacaca or Tullujuto story: Political realism? – *Respiration Physiology*, 86: 147-157.
- Grötzbach, E. (1965): Landschaft und Mensch im afghanischen Hindukusch. – *Der Bergsteiger*, 32. Jg. 7: 529-539.
- Grötzbach, E. (1965): Kulturgeographische Beobachtungen im Farkhār-Tal (Afghanischer Hindukusch). – *Die Erde*, 96. Jg., 4: 279-300.
- Grötzbach, E. (1965): Beobachtungen an Blockströmen im afghanischen Hindukusch und in den Ostalpen. – *Mitt. Geograph., Ges. München*, 50: 175-201.
- Grötzbach, E. & Rathjens, C. (1969): Die heutige und die jungpleistozäne Vergletscherung des afghanischen Hindukusch. – *Z. Geomorph. n. F., Suppl.* 8: 58-75.
- Grötzbach, E. (1990): Afghanistan. Eine geographische Landeskunde. XXX + 449 S. – Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt.
- Grötzbach, E. v. & Hillebrandt, A. v. (1964): Die rezente and eiszeitliche Vergletscherung im mittleren Khwāja Muhammad-Gebirge. In: *Münchener Hindukusch-Kundfahrt 1963*, herausg. v. d. Akad. Sekt. München des Dtsch. Alpenvereins: 26-31.
- Hillebrandt, A. v. (1962): Das Alttertiär im Mont Perdu-Gebiet. – *Eclogae geol. Helv.*, 55/2: 295-315.
- Hillebrandt, A. v. (1964a): El Terciario bajo de la zona del Monte Perdido (Huesca). – *Notas y Comuns Inst. Geol. y Minero de España*, 73: 61-98.
- Hillebrandt, A. v. (1964b): Die Geologie des mittleren Khwāja Muhammad-Gebirges. In: *Münchener Hindukusch-Kundfahrt 1963*, herausg. v. d. Akad. Sekt. München des Dtsch. Alpenver.: 20-26.
- Hillebrandt, A. v. (1970): Die Kreide in der Zentralkordillere östlich von Lima (Peru, Südamerika). – *Geol. Rundschau*, 59/3: 1180-1203.
- Hillebrandt, A. v. & Mirwald, P. (1969): Zur Geologie der Yarumario-Gruppe (Cordillera Central, Peru.). – In: *Münchener Andenkundfahrt 1967*, herausg. v. d. Akad. Sekt. München des Dtsch. Alpenver.: 11-40.
- Strobel, R. (1954): Bergfahrten in Korsika. – *Der Bergkamerad*, 16. Jg., 4: 79-82.
- Wolfart, R. & Wittekindt, H. (1980): Geologie von Afghanistan. – *Beiträge zur Geologie der Erde*, 14: 500 S.; Gebrüder Bornträger, Berlin – Stuttgart.

habe ich begriffen, welche Belastungen Klettern und andere Natursportarten für die Natur bedeuten. Klettern ist dabei, sich als Massensport zu etablieren. Es wäre falsch in diesem Zusammenhang, die Augen vor den auftretenden Problemen zu verschließen. Nur wenn wir sie alle ohne Beschönigung wahrnehmen, werden wir eine Lösung finden, die beiden Seiten nützen kann." (Facharbeit Leistungskurs Biologie 1995, unveröffentlicht)

Wie können also sowohl Felsbiotope und ihre Umgebung bewahrt als auch die Zukunft des Kletterns sicher gestellt werden?

Schützen? Gleich kommt der Einwand, Kletterer werden hinaus geschützt. Außerdem, wer bestimmt, was schützenswert ist, wer legt die Kriterien fest? Wie behandelt man "Nicht-Schützenswertes"? Und entbinden nicht legislative Maßnahmen von eigener Verantwortung?

Besser: Nutzen und Bewahren? Für den Menschen als Teil der Natur bedeutet es, die Natur ist seine Lebensgrundlage und muss daher genutzt werden. Der Mensch als Gegenteil der Natur hat die Freiheit und die Möglichkeit, die Natur zu schädigen, sich somit seiner Lebensgrundlage zu berauben oder sie für sich und seine Nachkommen zu erhalten, wie es seine Vorfahren bisher getan haben.

Die Natur gibt mit vollen Händen, wenn wir sie achten; die Natur nimmt Schaden, wenn wir sie missachten (Mongolei).

Schonender Umgang mit der Natur hat einen hohen Stellenwert in Ausbildung und Schulung des Deutschen Alpenvereins. Erklärtes Ziel ist es, einen bei aller Freiheit eigenverantwortlichen Umgang mit der Schöpfung zu vermitteln, der zum Erhalt der landschaftlichen Eigenheiten sowie des Artenreichtums unserer Flora und Fauna beiträgt.

"Die Felsgebiete zählen zu den letzten naturbelassenen Lebensräumen unserer Kulturlandschaft. Diese Felsgebiete beherbergen seltene Pflanzen- und Tierarten. Sie bedürfen zur Erhaltung der Artenvielfalt eines besonderen Schutzes. Der DAV ist daher bestrebt, zur Vertiefung der Kenntnisse von ökologischen Zusammenhängen in den Felsgebieten beizutragen. Darauf aufbauend unterstützt er aktiv den Biotop- und Artenschutz und ergreift die notwendigen Maßnahmen zur Verhinderung bzw. Beseitigung von Schäden" (Grundsätze und Organisation für die Betreuung der Klettergebiete in Deutschland, DAV Hauptversammlung, Regensburg 1995)

"Der gute Informationsstand der Aktiven ist eine Grundvoraussetzung für das Funktionieren aller Maßnahmen, die auf die Sicherung und Verbesserung der ökologischen Situation in den Felsgebieten abzielen. Aus diesem Grund ist der DAV bestrebt, durch seine Ausbildungsarbeit die bei den meisten Kletterern vorhandene Aufgeschlossenheit für die Natur zu einem differenzierten Umweltbewusstsein weiterzuentwickeln, das von faunistischen und floristischen Kenntnissen und einem Wissen um die

ökologischen Zusammenhänge getragen wird." (Leitbild Klettern für die außeralpinen Felsgebiete in Deutschland, DAV 1999)

Dennoch wird es für den einzelnen Sportler schwierig bleiben, die Bedeutung eines Felsbiotops stets richtig einzuschätzen. Schnell ist ein bisher noch intaktes Gebiet zerstört. Klettersportliche Raumplanungen und differenzierte Kletterregelungen bis hin zu Kletterverzicht, orientiert an der ökologischen Bedeutung eines Felsbiotops und am Ausmaß der Nutzung, werden daher immer wieder erforderlich sein. Sie sollen aber weitgehend auf freiwilligen Vereinbarungen beruhen, wie sie beispielhaft in der "Vereinbarung der Bayerischen Staatsregierung mit dem Deutschen Alpenverein und der IG Klettern zum Klettern in den außeralpinen Felsgebieten in Bayern" (1998) festgelegt wurden. Mit dieser Vereinbarung wird erstmals in einem Bundesland die Bedeutung des Klettersports politisch, zugleich aber auch seine Verantwortung für die von ihm genutzte Natur eingefordert.

Wegbereiter dazu waren die fränkischen Kletterkonzepte. Hier gelang es alle Nutzer und Sachwalter der Natur an einem „runden Felsen“ zusammen zu bringen, um dem Fachwissen aller Beteiligten Nutzungsstrategien zu entwerfen. Sie haben heute weit über die Klettergebiete der deutschen Mittelgebirge hinaus Vorbildfunktion im Nutzen und Bewahren unseres felsigen Naturerbes und werden europaweit nachempfunden. Dazu einige Beispiele:

- ganzjähriger Kletterverzicht in Felsbereichen, in denen das Klettern den Bestand einer Tier- oder Pflanzenart gefährden würde;
- zeitlich befristeter Kletterverzicht in der Umgebung von und an Brutfelsen während Brutzeit und Aufzucht der Jungtiere, insbesondere bei gefährdeten Vogelarten;
- in begründeten Einzelfällen auch Akzeptanz vollständiger Kletterverbote (Rückzugsgebiete);
- Rücksprache mit Grundeigentümer und Naturschutz vor Neuerschließungen;
- Absprache mit anderen Nutzern wie beispielsweise Landwirten oder Jägern;
- zeitnahe Information der Kletterer.

In der Praxis bedeutet das eine differenzierte Einteilung der einzelnen Kletterfelsen in Bereiche unterschiedlicher Nutzung (3-Zonen-Modell) und fallweise zeitlich befristet ein Kletterverzicht/-verbot für einen kompletten Felsen oder ein ganzes Felsareal.

Spannungen zwischen Klettern und Naturschutz gibt es überall wo geklettert wird. Diese weltweiten Diskussionen über Klettern und Naturschutz fanden ihren Niederschlag in "Guidelines on Access and Conservation

Strategies for Climbing Areas", verabschiedet 1998 in Barcelona von den internationalen Organisationen UIAA (L'Union Internationale d'Association Alpinisme) und IUCN (International Union for Conservation of Nature).

Freedom of access to crags and cliffs, and climbing in a responsible and sustainable way, are basic human rights.

While climbing and the enjoyment of nature are essential ingredients for nurturing the human spirit, nature also has rights.

Where potential, actual, or perceived conflicts between these rights occur, knowledge, flexibility, dialogue and co-operation should be employed in order to establish whether any restriction on access is appropriate, and in implementing any such restriction.

Many crags and cliffs have considerable importance for the conservation of birds, animals and plants.

Crags and cliffs are very diverse in nature; some of high conservation value are of little interest for climbing, and vice versa.

Climbing is only one of a number of activities that may endanger the survival of particular species of birds, animals, and/or plants on a particular crag or cliff.

Decision-makers should not misuse restrictions.

Climbers should accept restrictions on climbing in specific places and at particular times when these restrictions are supported by well-founded data.

Climbers should follow minimum-impact principles.

Active pioneers, group leaders and guide writers have special responsibilities for fostering sustainable climbing through example, awareness-raising and education.

Diese "Guidelines" sind analog auf jeden Sport in der freien Natur übertragbar. Sie zu akzeptieren wird nicht immer leicht fallen. Fordern sie doch viel Wissen über unsere Umwelt, ein hohes Maß an Selbstdisziplin bei der Erfüllung persönlicher Wünsche, Respekt und Toleranz im Umgang mit Anderen und Anderem und nicht zuletzt auch ein Denken vom Anderen her.

All diese Schritte sind angesichts der globalen Probleme nur ein winziger Tropfen auf dem heißen Stein. Aber besser ein kleiner Schritt als gar keiner, damit auch für unsere Kinder und Kindeskinde der Satz eines der berühmtesten Franken, des Nürnbergers Albrecht Dürer (1471-1528), seine Gültigkeit behält: "Willst Du wissen was Schönheit ist, so geh hinaus in die Natur, dort findest Du sie".

Barfuß über die Alpen

oder „optimierte Bergausrüstung im Wandel der Zeit“

von Martl Jung

Gedanken zur barfußigen Alpenüberquerung von München nach Verona im Sommer 2009

Was mögen wohl die Gründungsmitglieder der ASM gedacht haben, wäre ich ihnen damals begegnet? In einer Zeit, als Weibslaut im Gebirg höchstens auf der Alm gesehen wurden, als noch Hanfseile, schwere Lederstiefel und ein Filzhut zur obligatorischen Ausrüstung zählten wie der Gipfelschnaps, der nun mal absolut nicht als isotonisches Sportgetränk eingeordnet werden kann. Oft habe ich mir auf meiner Tour diese Frage gestellt, auf einer Tour, die so eigentlich nie geplant war.

Ich erinnere mich gut an die Sprüche anderer Bergsteiger, als ich in den 1980ern in leichten Turnschuhen auf die Zugspitze und über den Jubiläumsglat gelauten bin. „Leichtsinnig!“ - „Wegen dem dürf ma dann die Bergwacht rufen!“ hat man mir oft mit neidischem Blick nachgerufen, wenn ich wieder einmal leichtfüßig an den anderen Alpinisten vorbei gelauten bin. Aber barfuß? Als ich damit angefangen habe, traute ich mich kaum, dies öffentlich zu tun, ohne Gefahr zu laufen, eine Kündigung meiner Krankenkasse im Briefkasten zu finden. Als ich es dann doch tat, waren die Kommentare ganz anderer Art als erwartet: absolute Begeisterung und auch Bewunderung waren zu spüren. Und gerade ältere Menschen, Einheimische, die noch eine Zeit vor dem Massentourismus kennen, schwelgen sofort in Erinnerungen an ihre Kindheit, in der auch sie so manchen Gipfel auf der Suche nach entlaufenen Schafen und Ziegen ohne jegliches Schuhwerk bewältigt haben. Die funkelnden Kinderaugen, die dann aus den Gesichtern mancher alpinen Methusalams leuchteten, haben mir den letzten Impuls gegeben, dem Ausrüstungswahn zu trotzen und die Alpen an ihrer breitesten Stelle im naturverbundenen Stil zu überqueren. Auf interessanten Wegen in hochalpinem Gelände versteht sich.

Die Zugspitze war als Probetour schnell absolviert. Durchs Höllental versteht sich. Aber wie geht es mir, wenn ich am nächsten Tag wieder auf die Zugspitze lauf? Und am übernächsten? Um das herauszufinden habe ich im Sommer 2008 meine erste mehrtägige Barfußtour unternommen. 12 000 Höhenmeter und 200 Kilometer waren in 6 Tagen absolviert auf dem Weg von Oberstdorf nach Meran – ohne Bus- und Seilbahnunterstützung wie auf der offiziellen Route. Jetzt war ich mir sicher, dass auch eine Überquerung der gesamten Alpen barfuß möglich sein kann.

Ende Juli 2009 stehe ich vor dem Alpinen Museum auf der Münchner Praterinsel und schaue nach Süden – hoch motiviert und ohne Schuhe. Auch im Rucksack habe ich nicht einmal ein Paar Sandalen. Alles geht ohne „doppelten Boden“. 500 Kilometer und 30 000 Höhenmeter werden zusammen gekommen sein, wenn ich nach über vier Wochen in der Arena von Verona ankomme.

Die Bayerischen Voralpen sind schnell passiert. Ein Gipfelbiwak auf der Beniwand und auf dem Herzogstand bringen mich langsam zur Ruhe, weg vom Alltagsstress. Ich genieße es, die nackte Erde unter den Füßen zu spüren, ihre Temperatur, ihre Feuchtigkeit – alles Sinneseindrücke, die dem beschuhten Wanderer verborgen bleiben. Auch die Struktur des Untergrunds prägt sich nicht nur in meine Füße, sondern in meine Empfindungen ein. Dabei bietet der scharfkantige Karwendelkalk einen ersten Vorgesmack auf das, was mich nach den glatten Platten des Granits der Zillertaler Alpen erwarten wird.

Barfuß im Hochgebirge – ist das nicht leichtsinnig? Die dreijährige Juniorchefin des Spannagelhauses sieht es als ihr Aufgabe an, mich davon abzuhalten, um 19 Uhr das Schneefeld in Richtung Friesenbergscharte zu betreten. „Wo wuist hi? Zum Friesenberg? Um die Zeit? Und ohne Schua? Des is verboten! Des derfst fai ned!“ Soll ich jetzt damit überzeugen zu erwähnen, dass ich seit München so unterwegs bin? Nein, ich sage, dass ich so vom Tuxer-Joch-Haus komme. Das kennt sie und das ist ganz schön weit für sie.

Die Route ist gut geplant. Flach im Abstieg, interessant im Aufstieg. Das ist machbar. Die südlichen Zillertaler haben noch viel ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Am Pfunderer Höhenweg komme ich abends vor einem Regenschauer in der Gampesalm unter und werde im Heu einquartiert. Obwohl keine Forststraße hier herauf führt, wird noch immer auf der Alm Käse und Butter hergestellt.

Nach der Lüsener Alm ist die Ruhe schlagartig vorbei. Ab hier heißen die Berge „Dolomiten“ und das ist jetzt im August Grund genug für alle Italiener, sich mit ihren Familien, Hunden, Picknickdecken und Handys auf den Weg in diese ungläubliche Natur zu machen.

Ich hätte die Dolos nur halb so genossen, wäre da nicht ein Mann, den ich abseits der Wege hinter den Geißlerspitzen getroffen habe: Egon Rusina Moroder. Seit über 20 Jahren zieht es der Künstler im Sommer vor, der „Disneyworld“ des Postkartentourismus im Grödnertal zu entfliehen und über drei Monate lediglich ein kleines Zelt knapp unterhalb der Baumgrenze zu beziehen. Drei Ziegen und zwei Hühner sind oft tagelang seine einzigen Ansprechpartner. Ich genieße es, hier einen Ort vorzufinden, der eine enorme Ruhe ausstrahlt, ebenso der Mensch, der diesem Ort eine Seele gegeben hat. Ein Mensch, der wie ein ruhender Pol als Teil der Szenerie

der Landschaft nichts von ihrer Ursprünglichkeit nimmt. Einer, der hier seinen Ort gefunden hat, an dem er einen archaischen Lebensstil pflegt, wie man ihn heute nicht mehr für möglich hält. Ich fühle mich hier wohl. Fühle, dass ich angekommen bin, obwohl ich noch lange nicht am Ziel bin. Und dann sagt gerade er mir, dass er mich um meine Erlebnisse beneidet, darum, täglich unterwegs zu sein, ständig Neues zu sehen. So scheint auch hier das Gras des Nachbarn grüner zu sein...

Sportlich wird es dann in der Sella. Wenn ich da schon durch muss, dann über den Pisciadu-Klettersteig. Das kostet Armkraft, ist aber ungesichert machbar. Anstrengend sind die vielen Eisenleitern. Ohne stützende Sohle kostet es auch dem geübten Fuß viel Kraft. Dabei lernt man aber auch, sich optimaler am Fels zu bewegen. Ich fühle mich sicherer als in Schuhen, habe besseren Kontakt zum Berg. Gerade hier kommt ein Vorteil des Barfußwanderns zur Geltung: Man kann nicht umknicken. Klingt komisch, ist aber so. In Schuhen läuft man wie auf einem Brett. Auf dem knickt man zwangsläufig immer wieder weg. Um das dann abzufangen muss der Schuh hoch und fest geschnürt sein. Die Folgen sind klar: aufgeweichte, überhitzte Schweißfüße, Knick-, Senk- und sonstige Fehlstellungen, sowie Fußpilz, den der Barfußläufer nicht kennt. Und dann auch noch eine stark eingeschränkte Durchblutung, die schnell zur Ermüdung führt. So ist mir nach mehreren Tagen auch bewusst geworden, dass man barfuß einfach nicht müde wird. Täglich 15 Stunden laufen sind überhaupt kein Problem. Sogar die kurzen Sommernächte waren für mich zu lang. Oft bin ich bis Einbruch der Dunkelheit gelaufen, um schon in der Morgendämmerung mein Biwak verstaut zu haben und wieder unterwegs zu sein.

Barfuß geht es fast immer besser. Mit entsprechender Übung trifft das sicher zu. Die Grenzen sind aber erreicht, wenn es wie hier in der Sella über ein ehemaliges Korallenriff geht. Der Fuß setzt vorsichtig auf dem Boden auf. Das Gestein frisst sich in die feinsten Ritzen. Man möchte den ganzen Berg hoch heben beim nächsten Schritt. Das geht auf die Substanz. Aber dann kommt die Capanna Fassa, dieses winzige Rifugio auf dem Piz Boe, dem höchsten Punkt der Sella. Und hier entschädigt ein erstklassiges Menü für alle Strapazen. Der Ausblick zur Marmolada ist überwältigend.

Am übernächsten Tag stehe ich auf dem Gletscher der Pian die Fiacconi. Es wird das größte Eisfeld meiner Tour sein und damit auch der angenehmste Teil. Angenehm deshalb, weil die Kühlung an einem heißen Sommertag gut tut und der Untergrund sich den Schritten anpasst. Man ist nicht mehr gezwungen jeden einzelnen Schritt in höchster Konzentration optimal zu setzen. Entspannt geht es der Punta Penia, dem mit 3242 m höchsten Punkt entgegen. Der überwältigende Applaus der vielen Bergsteiger auf dem höchsten Dolomitengipfel ist Motivation für die zweite Hälfte des Weges.



Am Marmolada-Gletscher



Abstieg über den Marmolada-Westgrat

Von nun an geht's bergab. Doch ganz so schnell müsste es nicht sein. Lässt sich die „Himmelsleiter“ über den Westgrat noch bedächtig meistern, so wird es ab der Marmoladascharte richtig grob. Scharfkantiges Dolomitengeröll in ungeahnter Steilheit zwingen zur Selbstbeherrschung. Ich richte mir bei jedem Schritt die Steine mit dem Fuß zurecht, teste einen möglichen Tritt und trete erst dann mit vollem Gewicht auf. Bei jedem Schritt. Da gehst du runter im ersten Gang mit angezogener Handbremse. Da lernst du meditieren. Aber warum tue ich mir das an? Weil ich nicht anders kann. Meine Schuhe sind zu Hause und ich bin froh drum. Jedes Gelände hat seine Geschwindigkeit. Man kann es auf die einfache Formel bringen: Nicht mehr Profil ablaufen, als nachwachsen kann. Klingt masochistisch. Aber auch diese Erfahrung möchte ich nicht missen. Es kann ja nichts passieren. Zur Not muss ich biwakieren. Als ich nach 1700 Höhenmetern Abstieg in über sieben Stunden (!) kurz vor dem Rifugio Contrin endlich die ersten Meter Wiese unter den Füßen spüre, atme ich tief durch...

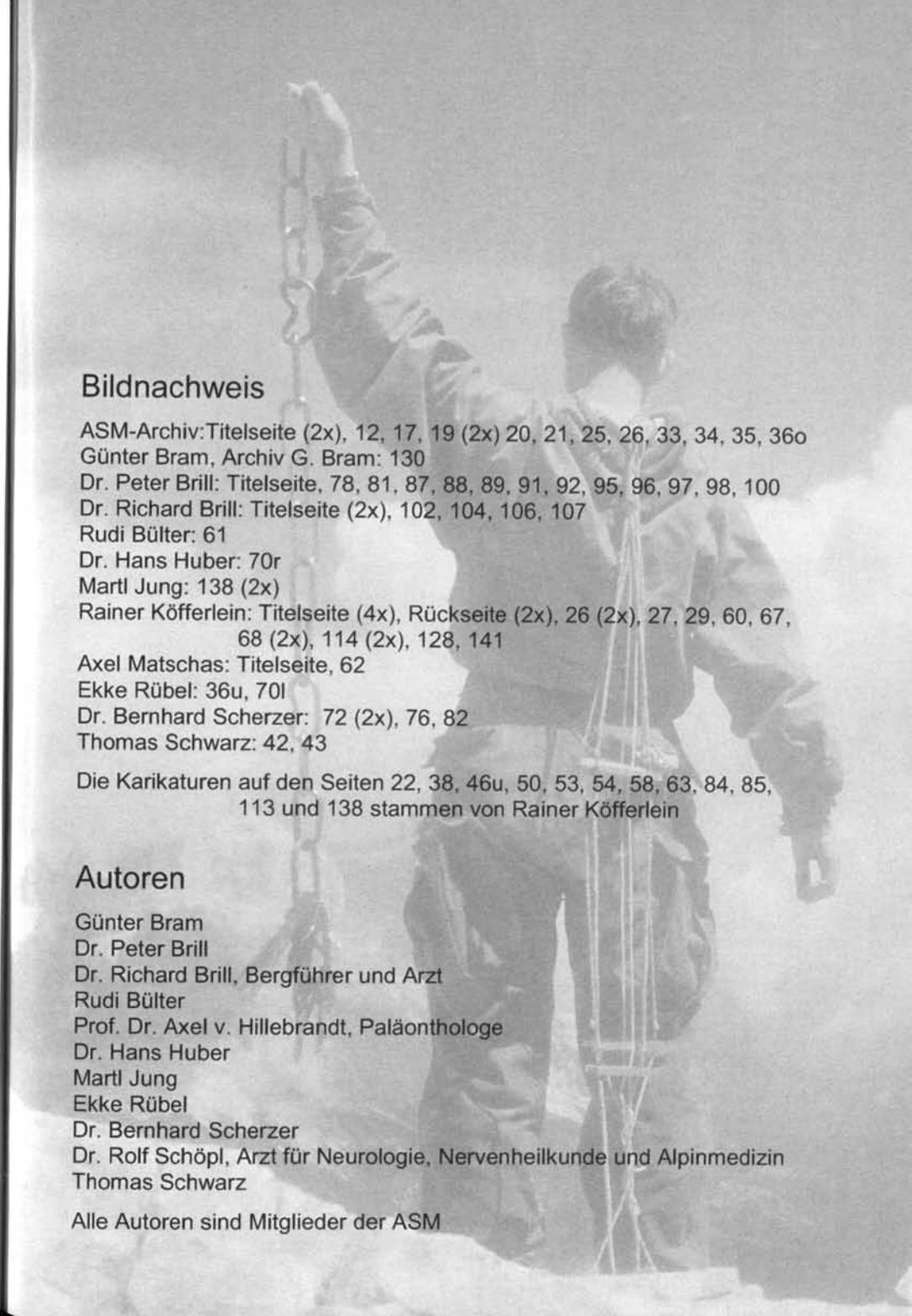
Weitere Stationen laufen fast schon automatisch ab: Bergvagabundenhütte, Passo Valles, Passo Rolle, Lagorai, das Valsugana. Auf der Hochebene von Luserna finde ich mich sprachlich fast wieder in der Heimat. „Zimbrisch“ heißt dieses Relikt aus vergangenen Zeiten. Süddeutsche und Tiroler

Bauern haben sich im 12. Jahrhundert an diesem entlegenen Ort in den südlichen Alpen angesiedelt und ihren Dialekt erhalten bzw. mit italienischen Einflüssen vermischt zu dem gemacht, was er heute ist. Kaum mehr als einzelne Worte sind für mich verständlich.

Von nun an treffe ich kaum noch andere Wanderer. Erst im Pasubio ändert sich das wieder. Das Kalkgestein und die Trockenheit setzen meinen Füßen zu, lassen mich die Geschwindigkeit stark drosseln. Im steilen Geröll steige ich hinauf zur Cima Carrega. Es ist schon dunkel, als ich die Tür zum Rifugio Fraccaroli öffne und in erstaunte Gesichter blicke. Aber auch hier wiederholt sich die gewohnte Szenerie: Erstaunen – Begeisterung – kulinarische Rundumversorgung. So sind auch die letzten Tage durch die Hügel der Monti Lessini ein Genuss. Als ich mich schon im Übergang von Weinbergen an die Stadtgrenze von Verona sehe, windet sich der Weg plötzlich ohne Vorankündigung in eine atemberaubende Schlucht. Horizontal geschichteter Kalkstein bildet eine Designertapete. Schmetterlinge und Vögel schwirren umher. Unzählige Pilze, Farne und Efeu vermitteln den Eindruck, im Inneren von Borneo zu sein. Erst nach drei Stunden spuckt mich das Val Borago am Stadtrand von Verona unvermittelt wieder aus.

Sogar im turbulenten Zentrum Veronas findet man ein ruhiges Plätzchen, um die Tour ausklingen zu lassen und zwar genau dort, wo man es am wenigsten erwartet: In der Arena. Die letzte Brotzeit genieße ich auf den obersten Stufen und bin einfach nur froh, angekommen zu sein. Der Wunsch weiter zu gehen ist plötzlich nicht mehr existent. Ich weiß jetzt, was man mit den eigenen Füßen machen kann. Die wesentliche Erkenntnis für mich ist aber eine ganz andere: Ich hätte es nie für möglich gehalten, vier Wochen lang keine einzige E-Mail zu beantworten. Jetzt warte ich gespannt auf die Folgen des neuen Trendsports und die Produkte, die sich die Sportindustrie im Widerspruch zur eigentlichen „weniger ist mehr – Ideologie“ dann einfallen lassen wird.





Bildnachweis

ASM-Archiv:Titelseite (2x), 12, 17, 19 (2x) 20, 21, 25, 26, 33, 34, 35, 36o

Günter Bram, Archiv G. Bram: 130

Dr. Peter Brill: Titelseite, 78, 81, 87, 88, 89, 91, 92, 95, 96, 97, 98, 100

Dr. Richard Brill: Titelseite (2x), 102, 104, 106, 107

Rudi Bülter: 61

Dr. Hans Huber: 70r

Martl Jung: 138 (2x)

Rainer Köfferlein: Titelseite (4x), Rückseite (2x), 26 (2x), 27, 29, 60, 67,
68 (2x), 114 (2x), 128, 141

Axel Matschas: Titelseite, 62

Ekke Rübel: 36u, 70l

Dr. Bernhard Scherzer: 72 (2x), 76, 82

Thomas Schwarz: 42, 43

Die Karikaturen auf den Seiten 22, 38, 46u, 50, 53, 54, 58, 63, 84, 85,
113 und 138 stammen von Rainer Köfferlein

Autoren

Günter Bram

Dr. Peter Brill

Dr. Richard Brill, Bergführer und Arzt

Rudi Bülter

Prof. Dr. Axel v. Hillebrandt, Paläonthologe

Dr. Hans Huber

Martl Jung

Ekke Rübel

Dr. Bernhard Scherzer

Dr. Rolf Schöpl, Arzt für Neurologie, Nervenheilkunde und Alpinmedizin

Thomas Schwarz

Alle Autoren sind Mitglieder der ASM



Bibliothek des Deutschen Alpenvereins



049000680930